Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 24 — Gotha, 13. Dezember 1930 — 44. Jahrgang

Inhalt: Bethlehem [Sp. 1169] — Weihnachten 1930 [Sp. 1169] — Der geheime Rat. Ein Weihnachtsgespräch [Sp. 1171] — Von der Liebe [Sp. 1183] — Lieder um Maria [Sp. 1184] — Zwei Geschichten von Müttern [Sp. 1188] — Das Weihnachtsevangelium mit neuen Zungen [Sp. 1190] — Zu Haus und in der Fremde (Bojer) [Sp. 1190] — Daniel Greiners Bilderbibel [Sp. 1192] — Eine neue Lutherausgabe (Calwer) [Sp. 1194] — Evangelisches aus Rom und Neapel (Schubert) [Sp. 1196] — Gandhi [Sp. 1197] — Bücher und Schriften: Der Gottheit lebendiges Kleid (Veit); Jesus (Köhler); Der Meister (Dennert); Die bei Jesus waren (Neumann); Der heilige Augustin (Lesaar); Goethe im Bildnis (Wahl); Eduard v Gebhardt (Kittel). Stimme (Kolbenheyer); Tatsachen (Barbusse); Farbig und Weiß (Mensching). Furche-Almanach (Heliand); Salzers Weihnachtsgeschichten (Jaeger, Wittig); Oeser (Jenny); Lebensanfänge (Prellwitz); Die Schwestern Bardua (Werner); Leuthart Ehrfried (Goldschmit); Heiligenbronn (Weißhardt); Wildgans (Berg); Doktor Fosumoff (Coellen); Die Delphine (Timmermanns). Stefan George (Wolters); Fortunat (v d Trenck); Tyrann der Welt (Dennert); Dank des Lebens (Mitterer). Weihnachtsmusik (Bärenreiter u. a.). Kalender [Sp. 1199] — The World Tomorrow über die Kriegsschuld [Sp. 1207] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Protestantismus in Rom [Sp. 1209] — St. Emmerich-Fest in Budapest [Sp. 1213] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1214] — Verschiedenes: Wandel des Kirchenbegriffs; Ins heilige Land; Weshalb ein Genius in den Urwald ging; Kleine Mitteilungen [Sp. 1217] — Versammlungskalender [Sp. 1218] — Anzeigen

Bethlehem

O Bethlehem, so fremd und klein,
In aller Welt, wer dachte dein?
Den Größten bist du zugezählt:
Was nichts ist, hat sich Gott erwählt!

Maria, Jungfrau, arme Maid,
Wie bist du hoch gebenedeit!
Maria, Mutter, Magd des Herrn,
Wie leuchtet deiner Demut Stern!

Augustus, steig von deinem Thron,
Ein Krippenkind ist Gottes Sohn!
Sink nieder mit der Hirten Schar
Und bring ihm deine Krone dar!

O neige, Welt, o beuge dich
Vor diesem Kinde mildiglich;
Wer selbst wird niedrig, arm und klein,
Der soll bei Gott in Ehren sein!

Villach — Johannes Heinzelmann

Weihnachten 1930

Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen ... Luk. 2, 13

Wenn unser Herr Christ als Prediger zu uns kommt, mit seiner Bergpredigt, mit seinen Gleichnissen, hat er zwölf schlichte Männer bei sich. Wenn er zu uns kommt mit seinem Kreuz auf dem Rücken, kommt er allein.

Wenn er als Christkind zu uns kommt, ist um ihn die Menge der himmlischen Heerscharen. Erzengel Gabriel und die vielen andern Engel. Und ein schier unübersehbares Gefolge bunter Gestalten. Ochs und Esel, eine Herde Schafe, die Hirten, Sterndeuter aus dem Ostlande, Simon, Hanna, Zacharias und Elisabeth, Augustus, Kyrenius, Herodes (nolens volens), und je länger die Reise durch die Jahrhunderte wird, desto mehr Volk und Brauch gesellt sich hinzu. Aus den Magiern werden die heiligen drei Könige; Knecht Ruprecht und St. Nikolaus stellen sich ein. Märchen, Legenden, Weihnachtsgeschichten, Dogmen und Wissenschaft. In tausend und abertausend Bildern wird die heilige Familie gemalt und gebildet (wie mag sie ausgesehen haben?). „Bethlehems" und „Krippen" werden aufgebaut, das Paradies mit Adam und Eva dazu, Krippenspiele aufgeführt. Bäume leuchten auf, kunstvoll gestaltete Kandelaber, grüne Tannen aus dem Walde. Ungezählte Freuden grüßen vom Gabentisch, gearbeitete und gekaufte. Läden erglänzen, es ist ein Summen und Klingen von früh bis in die Nacht, wie damals: „Und alsbald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerscharen. ..."

Wie damals? Weihnachten heut — und die heilige Nacht? Nun, die Lieder erschallen doch und loben Gott: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Aber wie damals? — Und Weihnachten 1930?

Tritt es nicht hinein in diese Zeit der Sorge, der Not, der Verworrenheit, der Ohnmacht, des Wahns und der Roheit wie ein Wesen aus fremder Welt? Wie ein Anachronismus, ein Gruß aus alter Zeit, sonderbar anmutend? Von den Einen mit Hohn abgewiesen, von den Andern mit Achselzucken bei Seite geschoben. ...

Das war schließlich immer so. Aber das leichte Hinnehmen froher Weihnachtssitte, das oberflächliche Eintauchen in den Weihnachtsgenuß, das Aufgehn im Betrieb — ist heute schwerer wie sonst. Und das ist gut.

Ists nicht fast wie in den Kriegsjahren? Das waren doch Weihnachtstage mit ganz eigenem Segen. Man empfand den ungeheuren Kontrast zwischen dem, was sich dort draußen begab, mit dem „Friede auf Erden". Und man flüchtete um so mehr zu dem Licht, das aus der himmlischen Ferne strahlte, und hinein in die Liebe. Fast wollte im Anfang auch noch der Betrieb obsiegen, aber das hörte auf, und der Trost des Inwendigen am Weihnachtsevangelium blieb. Arm geworden war man reich.

Warum nicht so auch 1930. Wenn uns doch in unsrer Armut unser Reichtum aufginge! Wenn wir des vielen Beiwerks bar, zur Hauptsache kämen! „Gott hat besucht und erlöset sein Volk ... auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes und richte unsre Füße auf den Weg des Friedens."

Wenn wir doch bedächten, was zu unserm Frieden dient! Wenn wir doch von dem Schrecken über die harte Not und über den wahnsinnigen Unverstand ringsum uns ganz in die Tiefe, in die Innerlichkeit treiben ließen, da zuerst einmal Weihnacht hielten und von da dann aufführen wie Adler, mit starken Schwingen, Glaubensmut, Gerechtigkeit und Liebe hineinzutragen in die kleine und große Welt! R

Der geheime Rat

Ein Weihnachtsgespräch

Es war an einem stillen nebligen Dezembertage fünf Tage vor Weihnachten, da ging ein blasser, ärmlich gekleideter Dreikäsehoch beim Einbruch der Dämmerung durch die Georgenstraße einer norddeutschen Universitätsstadt und sang mit sehr feuchter Nase und heller Stimme unbekümmert um die großen hastenden Menschen: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!" Der kleine Bursche war mit seinen Augen in einer ganz anderen Welt, als in der sich seine Beine bewegten, und das, was er eben noch im Kinderhort in der Spitalsgasse gehört, gesehen und gesungen hatte, ließ ihn auf Kälte, Nebel und Schnee nicht achten! Er ging geradeaus mit seinem ernsthaft-fröhlichen Singen, und die großen Leute machten ihm lächelnd Platz, wenn er so unentwegt auf sie losstapfte.

Aber einer war stehen geblieben und putzte seine Brille vom Nebel frei. Dabei sah er das Bürschchen nicht kommen und wich darum auch nicht aus, und als der Kleine gerade weltentrückt sang:

„Da liegt es, das Kindlein, auf H..."

brach er mitten im „Heu" jählings ab und lag plötzlich auf dem kalten Gehweg: er war gegen den alten Herrn gerannt, der sich eben wieder in Bewegung setzte.

„Och!" sagte das Kerlchen, war aber sofort wieder auf den Füßen und fuhr nach einem Schnaufer gleich fort: „... und auf Stroh ..."

Aber der fremde Herr faßte ihn an dem schmutzigen Händchen und fragte besorgt: „Hab' ich dir weh getan, kleiner Mann?" — „Nee", sagte der Kleine kurz und trocken, denn wenn man den Tag über ein Dutzend mal allein oder beim Balgen mit Mutter Erde in Berührung kommt, so ist solch eine Unterbrechung des senkrechten Daseins wirklich keine erhebliche Sache. Aber der Mann, der ihm da ins Lied gekommen war, hatte zur Linken einen Laden erspäht, und zwar einen recht anheimelnd weihnachtlich geschmückten Bäckerladen. Frau Danzeisen, die Meisterin, legte eben frische Pfefferscheiben und Pfeffernüsse ins Schaufenster. „Komm mal mit da hinein!" sagte der Graubart freundlich und zog den kleinen unterbrochenen Sänger in die behagliche Wärme des Bäckerladens.

„Ei, schönen guten Abend, Herr Geheimrat!" sagte Frau Danzeisen mit erstaunten runden Kulleraugen — „womit kann ich dienen?"

„Bitte geben Sie diesem kleinen Mann ein schönes Lebkuchenherz —, da steht eins im Schaufenster — mit Mandeln!"

Als sie alle drei sich nach dem Fenster wandten, sahen sie, wie vier Kerlchen ähnlichen Kalibers wie der kleine Sänger, sich die Nasen an der Fensterscheibe plattdrückten und sehnsüchtig und hustend nach den weihnachtlichen Herrlichkeiten schauten.

„Also fünf!" sagte der Geheimrat kurz mit schnellem Erfassen der Lage, zahlte, grüßte freundlich, und im nächsten Augenblicke waren draußen fünf kleine Bürschchen in wahrhaft „herzlich" kauender Freude vereint. Der Sextus gaudens, der Geheimrat, ging mit seiner stillen Freude im Herzen weiter und bog bald darauf rechts in die Ulrichstraße ein, wo er in der Chirurgischen Klinik verschwand.

*

Es war schon längst 6 Uhr vorbei, als Geheimrat Besenfelder, der Direktor der Universitätsaugenklinik, mit seinem großen, stattlichen Kollegen Professor Danner, wieder aus der Tür des Untersuchungszimmers in den großen Arbeitsraum des Chirurgen trat. Ein stiller, schwerer Ernst lag auf den Gesichtern der beiden Freunde. Besenfelder brach das Schweigen. „Wir sind beide Mediziner, Männer, und — wohl noch etwas ganz Anderes" sagte er mit fester Stimme, „und sind gewohnt, den härtesten Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Sie dürfen mir ruhig die volle Wahrheit sagen; Sie sagen mir ja nichts Neues, lieber Freund! Nicht wahr, es ist —" er nannte den dritten und ersten Buchstaben des Alphabets.

„Das ist nicht ausgeschlossen" sagte Danner leise und nahm die kalte Hand des Freundes zwischen seine großen warmen Hände. An diesem ungewohnten Gefühlsausdruck des wortkargen Mannes las Besenfelder ohne Weiteres den Ernst der Diagnose ab. Er erwiderte fest den Druck der ruhigen, sicheren Hand und sagte: „Vor dem 10. Januar darf meine Frau nichts wissen. So lange haben wir ja wohl noch Zeit?"

Danner nickte nur still, legte die Hand auf die Schulter des Freundes und begleitete ihn an die Haustür. Besenfelder ging hinüber in seine Klinik an die Arbeit.

*

Als er nach 8 Uhr in die weite freundliche Diele seines Hauses draußen in der Vorstadt trat, kam ihm seine Frau gerade aus der Küche entgegen und steckte ihm, ehe er sichs versah, eine Probe frischen Weihnachtsgebäcks in den Mund.

„Na, Männele"? sagte sie lustig: „noch eins?"

„Ja, Kind" sagte er mühsam, und streichelte ihr Gesicht", wenn du noch davon hast, gern, sie sind ausgezeichnet, aber dann wollen wir schnell essen!"

„Ach, ich sehe schon, die Mappe ist mal wieder ganz öbberböstig! Heute Abend wirds gewiß mal wieder morgen!" sagte sie und zog ihm den Überrock aus.

„Ja, liebe Dora, und vor dem Fest wird es wohl nicht anders werden! Hast du denn wohl an unsere Weihnachtsfeier mit den jungen Leuten gedacht? Ich denke, wir kommen dann nachher noch mit den Herren für ein paar Stunden hier im Hause zusammen. In der Klinik geht es nicht gut; die Oberin ist stark erkältet, sie muß gleich nach der Feier ins Bett. Da machst du es uns hier noch ein bißchen gemütlich. Clasen und Scharfenberger reisen schon übermorgen Abend nach Hause, da bleibt eigentlich nur morgen Abend übrig. Geht das?"

„Natürlich geht es, wenn du willst" sagte Frau Dora, und sie gingen Hand in Hand ins Eßzimmer hinüber.

Auf einem Seitentische lag die Nachmittagspost. Oben darauf drei Postkarten, die der Professor schnell überflog. Die großen dunklen Augen der Hausfrau warteten voll fröhlicher Spannung auf das Aufleuchten in des Mannes Gesicht. „Wie schön!" sagte er mit einem dankbaren Blick zu ihr hinüber. „Nun können sie doch noch alle kommen! Daß Werner sich noch würde frei machen können, hätte ich kaum noch gehofft!"

„Gelt, Alterle, dann machst du dich aber auch mal ganz frei!" bat sie. „Aber — sonst hast du dich doch noch ganz anders gefreut! Du bist so ernst! Was hast du? Sag's mir!"

„Liebes Kind, du weißt ja, wie es in der Klinik hergeht —"

„Na ja" sagte sie schnell beruhigt, „aber nun iß nur und laß mal die Schatten dahinten. Weißt du noch, was wir uns das letzte Mal aus der Christvesper mitbrachten? ‚Alle Schatten hinter uns!'"

„Ja, Dora, das soll so bleiben!" sagte er aufatmend, und die Beiden saßen mit heiteren Weihnachtsplänen beieinander, bis der Professor in seine kleine, einfache Arbeitsstube im Giebel des Hauses hinaufstieg. Aber vorher zog er noch aus der geschwollenen Aktenmappe einen Band alter Weihnachtsmelodien. „Hier ist etwas für deine Krabbelfinger!" lachte er. „Eigentlich solltest du es erst am heiligen Abend bekommen, aber — nicht wahr, es soll ja gerade die Weihnacht vorbereiten! Spiele noch daraus, bis du ins Bett gehst! Ich kann gut oben bei der Arbeit zuhören!"

„Wart, dafür bekommst du noch zwei feste!" sagte sie fröhlich, dann sprang sie gleich an das Klavier und begann zu spielen.

Besenfelder erledigte droben seine Akten und versenkte sie wieder in der Mappe. Dann schloß er an dem alten großen Schreibtisch ein Fach nach dem anderen auf, schrieb Weisungen auf Zettel, band Briefe zusammen und ordnete seine Papiere. Es war schon Mitternacht, das Klavier und die Weihnachtslieder von Frau Dora waren längst verstummt, und er hatte die Tür des Schlafzimmers in der Stille der Nacht gehört, da schloß er noch ein Schubfach in dem turmartigen Aufbau des alten Schreibtisches auf und holte aus einem polierten Kästchen ein Bündel alter Briefe. Sie waren von seinen Eltern, zuletzt von der Mutter allein. Der Vater, Mathematiker am heimatlichen Gymnasium, war früh gestorben. Als der Professor jetzt die kleine zierliche Truhe bis auf den Grund leerte, fiel ihm das Neue Testament in die Hand, das er bei der Konfirmation von den Eltern bekommen hatte. Es hatte genau den Boden der kleinen Truhe bedeckt, so daß man es leicht übersehen konnte. Im Laufe der Jahre hatte er ganz vergessen, daß es dort aufgehoben war, und hatte darum manches Mal vergeblich danach gesucht. Er schlug den braunen Deckel um und las, was der Vater vorn hineingeschrieben hatte: „Christus ist nie an Menschenmaß zu messen, sondern alles Menschliche muß an ihm gemessen werden. — Psychologie ist die Asymptote des Logos." Auf der letzten Einbandseite stand von seiner Mutter Hand: „Es ist bezeichnend, daß der Erlöser sich mit dem Dogmatisieren gar nichts zu tun macht. — Wo in uns Christus wirklich lebendig aufgegangen ist, da kann er in unserem inneren Leben nur die Stelle der Sonne einnehmen. Richard Rothe." Darunter die Worte: „Geh nicht aus dieser Welt, ohne ein offenes Wort über ihn! Matthias Claudius. (?)"

Das Fragezeichen war berechtigt. Besenfelder kannte das Wort genauer. Werner, seinem Ältesten, hatte er vor zehn Jahren zur Konfirmation den Brief des Wandsbecker Boten „An meinen Sohn Johannes" (1799) in altertümlicher Handschrift auf Pergament schreiben lassen von einem Studenten, der ein ungewöhnliches Geschick in der Herstellung fast mittelalterlich anmutender Urkunden besaß. Er ging hinüber an den Bücherschrank, wo die vierbändige Ausgabe der Schriften von Matthias Claudius aus dem Jahre 1838 stand, und schlug die Stelle am Schluß des Briefes an Johannes auf: „Sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut, und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben."

Bei dem Worte „Stifter" war ein Sternchen mit Bleistift gemacht. Am Rande stand: S. 179. Das war unverkennbar Mutters Handschrift. Er schlug die Stelle auf. Es war die letzte Seite des Bändchens. Unten war noch ein knapper handbreit unbedruckter Raum, dort hatte sie unter einem Sternchen die Worte Richard Rothes aus den „Stillen Stunden" geschrieben: „Kann man sagen, Christus habe ‚eine Religion gestiftet' und ‚stiften' wollen? Wie befremdlich nimmt es sich doch aus, Christus als einen ‚Religionsstifter' betrachtet zu sehen! — Vor Christus haben wir von Gott gehört, in Christus haben wir ihn gesehen!"

Der Professor lächelte. Das war ihre Art! Ihr lebhaftes Wesen mußte sich beim Lesen irgendwie äußern, und ihre Bücher waren besät mit Spuren energischen Widerspruchs, den sie auch bei ihren Lieblingen nicht zurückhielt, wie sich auch hier bei Matthias Claudius zeigte. Sie war es gewesen, die einst den vier Bändchen einen Platz im Bücherschrank erobert hatte, während Besenfelder in seiner Assistentenzeit im Urlaub war. Aber daß sie auch in seinem Neuen Testament auf den Wandsbecker Boten hingewiesen hatte, das war ihm im Laufe der vielen Jahre ganz entfallen.

Für einen eben Konfirmierten waren freilich die Einträge der beiden Eltern reichlich hoch gegriffen, aber sie hatten doch mit Recht über die schnell verfliegenden Jugendjahre hinweg gedacht. Ob sie wohl geahnt hatten, daß erst der große Ernst das Büchlein wieder ans Licht ziehen würde?

Der Professor saß noch lange und las, ganz wahllos, wo gerade das kleine Buch aufsprang. Dann schlug er noch einmal das Zitat der Mutter auf. War das Wort des Claudius nicht ein geheimer Rat, der auf Erfüllung wartete?

Es war herrlich still im Zimmer. Nichts regte sich im Hause. Besenfelder schob die Hängelampe in die Höhe, so daß ihr warmes Licht auch auf die langen Bücherbretter an den Wänden fiel. Er ließ die Augen, ohne etwas Besonderes zu suchen, halb träumend über die Buchrücken hingleiten. Da blieb er an einigen englischen Bänden hängen. Was war das doch? Er trat näher heran. Richtig, — es waren Bücher aus der Zeit, als er noch daran dachte, Gynäkologe zu werden: Simpson's Works, drei Bände. Daneben „Anaesthesia (1849)". Wer von den unzähligen Operierten wußte noch etwas von diesem Manne, dessen Entdeckung der anästhetisierenden Wirkung des Chloroforms einst die Patienten von Amerika, Indien, Australien nach Edinburg gezogen hatte! Wie schnell sind auch solche einst weltberühmte Sterne verblaßt!

Zwischen Simpson's „Gesammelten Werken" und der „Anaesthesia" schimmerte etwas Weißes. Er zog es vorsichtig heraus. Es war Simpson's Abhandlung über den Tod. Die hatte vor Jahren einmal ein englischer Kollege geschickt. Besenfelder sah nach der Uhr. Für diesmal war es zu spät, noch mit dem Lesen anzufangen. Er faltete das Heft zusammen und steckte es in seinen Arbeitsrock. Dann ging er leise zur Ruhe.

*

In den Tagen vor Weihnachten drängte sich alles zusammen, was vor dem Fest noch erledigt sein wollte. Der Professor kam gar nicht zur Besinnung, kam auch am 21. Dezember nicht zum Mittagessen heim, sondern ließ sich seine Mahlzeit aus einer benachbarten Wirtschaft in die Klinik holen. Um 6 Uhr war dann im Hörsaal die Weihnachtsfeier mit den Kranken, den Schwestern, dem Hauspersonal und den Assistenten. Frau Dora war schon seit ein paar Stunden im Hause, um bei den Vorbereitungen der Oberin zu helfen, die unter keinen Umständen ihrem Fieberzustande nachgeben wollte, bis die Feier vorüber wäre. Besenfelder hatte sich bei der Feier zu den Kindern gestellt. Von da aus sprach er zu der Hausgemeinde über das Licht der Weihnacht, so als hätte er nur die Kinder vor sich. Als er seine kurze Ansprache beendet hatte, rief neben ihm Karlchen Buchholz laut zu ihm hinauf: „Onkel Dokter, komm beiß mal!", und der Geheimrat bückte sich, biß dem emporgestreckten Lebkuchenpferd gehorsam den Schwanz ab und klopfte sich zur Beteuerung höchsten Wohlgeschmacks die Magengegend und dem kleinen Burschen die blasse Wange. Die nun einsetzende Aufforderung sämtlicher Kinder im Saale, an allen den bescherten braunen Pferden die gleiche Schweifoperation vorzunehmen, konnte Frau Dora am Klavier dadurch in Vergessenheit geraten lassen, daß sie mit ihrer schönen Altstimme schnell anstimmte:

Du lieber, heilger, frommer Christ,
Weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit!

*

Um 8 Uhr saß man dann im Besenfeldschen Hause beim Nachtessen. „Es gibt Kartoffelsalat, Frankfurter Würstchen und Tee — weiter nichts" hatte Frau Dora den Assistenten beim Abschied in der Klinik gesagt, „und wenn Sie mir die Weihnachtslieder schön mitsingen, kriegen Sie nachher noch was zum Knabbern. Aber" setzte sie lachend auf berlinerisch hinzu, „‚jeroocht' wird diesmal nicht, sonst geht der schöne Tannenduft flöten!"

Nach Tisch ging es in die gemütliche Diele, wo Frau Nora mit viel Tannenreis für die harzige Fichtenatmosphäre gesorgt hatte. Im Kamin brannte ein helles Buchenscheitfeuer. Links und rechts davon hatten der Hausherr und die Hausfrau Platz genommen. Die Assistenten, einige Doktoranden und ältere Studenten saßen im Halbkreis um das Feuer. „Nun, Herr Scharfenberger" sagte Frau Dora zu einem großen, blonden Jungen, der mit seiner Zupfgeige neben ihr saß, „fangen Sie mal an; die Herren werden ja schon merken, was Sie meinen."

Die jungen Leute wußten alle, daß „der Chef" bei jedem Deutschen die alten bekannten Weihnachtslieder als zur allgemeinen deutschen Bildung gehörig voraussetzte und daß er darum den Mangel an Textkenntnis nicht scherzhaft nahm. Darum hatten alle auf die Einladung hin die Schrauben ihres Weihnachtsgedächtnisses noch einmal angezogen. So ging denn auch das Singen zur Laute frisch und fröhlich von Statten. Dann las Frau Dora eine Weihnachtsgeschichte von Hermann Oeser „Der Koffer", und nach einer „Quäker-Pause" stillen Nachdenkens gingen die Körbchen mit frischem Weihnachtsgebäck den Halbkreis entlang. Dabei fing denn nun auch das Colloquium an. Jeder im Kreise wußte, daß der Geheimrat eine lebhafte, fröhliche und offene Aussprache besonders liebte. In der Mitte des Halbkreises entstand zuerst ein lustiges Kichern. Dort saß Dr. Emil Schnurps, ein kleiner, breitschultriger Mann mit dichtem gesträubtem roten Haar und dunkelbraunen, scheinbar tiefernsten Schalkaugen, erheblicher Nase und weitabstehenden roten Ohren. Die ganze Erscheinung wirkte so unmittelbar erheiternd, daß die Leute, wenn sie bei der Vorstellung seinen ehrbaren Namen Schnurps hörten, oft Mühe hatten ernst zu bleiben, und Dr. Balzer, ein mit Besenfelders befreundeter Assistent an der psychiatrischen Klinik, ihm den Vorschlag gemacht hatte, mit ihm zu tauschen, weil sein Erscheinen für seine sämtlichen Schwermütigen im Hause ein unfehlbares, und noch dazu kostenloses, Heilmittel sein würde. Kollege Berndt hatte ihn bei einer nächtlichen Geburtstagfeier in der „Kommode" sogar in einem Gedicht als „unsres Herrgotts hübschesten Scherz" bezeichnet. Schnurps ließ sich das alles im Freundeskreise gern gefallen. Aber auch nur da. Das Notensystem, das er auf der linken Backe trug, und der Durchzieher, der auf der rechten Backe von einem Linkser angebracht war, stammten nicht von Bestimmungsmensuren, sondern Frechlingen gegenüber lief ihm doch zuweilen die Galle über.

Der Professor merkte bald, daß bei Schnurps wieder die lustige Quelle sprudelte und fragte, was es denn gebe. Dr. Deters, Schnurps' Nachbar, der trotz guter Erziehung und vieler Sticheleien, wenn er sich gemütlich fühlte, immer auf seinen Händen saß, sagte in seiner behäbigen Bremer Art: „Der Barbier und Leichenschauer in seinem — er wies mit einer Kopfbewegung zu Schnurps hin — Heimatsdorfe hat wieder eine Diagnose aufgestellt."

„Darf man sie nicht erfahren?"

Sein Votum lautet immer: „Die Bocktierchen sind ihm vor die Bost getreten und haben ihm 's Herze abgedrückt" sagte Schnurps.

„Bocktierchen — Bakterien", sagte mitten in der allgemeinen Heiterkeit der Professor erklärend zu seiner Frau hinüber, die ihn einen Augenblick mit runden Augen ansah und dann einen kleinen Erstickungsanfall hatte, der mit einer Makrone zusammenhing, die sie eben zum Munde geführt hatte. Als sie den Verschlückerungshusten glücklich überwunden hatte, drohte sie mit dem Finger zu Schnurps hinüber: „Beinah hätten Sie mir 's Herze abgedrückt! Dr. Deters, geben Sie ihm zur Strafe sofort nochmal das Makronenkörbchen!"

In dem Augenblick klopfte es von der Küchenseite her, und gleich darauf kam die alte Köchin herein und rief kurz und herzhaft: „Teelefong!" „Von's Klinich!"

„S'ist gut, Eulalie, ich komme gleich" sagte Besenfelder und ging in den Vorraum an den Apparat.

„Wie heißt sie, Frau Geheimrat?" fragte Dr. Clasen zur Hausfrau hinüber.

„Eulalie" sagte sie, „oder vielmehr ‚Eilale', so wird sie zu Hause genannt. Unser Vetter, der Pfarrer dort, sagt, es sei ganz merkwürdig, wieviel griechische Namen sich im Kirchenbuche dieses kleinen thüringischen Dorfes fänden. — Was heißt eigentlich ‚Eulalia' auf Deutsch?" fragte sie in den Kreis hinein.

„Die Schönredende!" sagte Berndt.

„Wirklich?" lachte Frau Besenfelder. „Na, Sie sollten sie mal hören, wenn sie wegen eines untergelaufenen faulen Eis einer Marktfrau die diesbezügliche Rede hält, die liebe Seele! Nun, sie kann ja nichts für ihren schönen Namen! — Was ist denn, Konrad?" fragte sie ihren wiedereintretenden Mann.

„Frau Oberin geht es leider gar nicht gut!" sagte er. „Mußt du fort?"

„Noch nicht, ich habe einstweilen noch eine neue Verordnung gegeben. Aber ich bekomme um 11 wieder Bescheid. Die arme Oberin! Ihre blinde Mutter hatte sich so sehr auf sie gefreut. Nun wird es mit dem Heimreisen im alten Jahr überhaupt nichts werden!"

„Ja, ja, ja. ‚O du fröhliche ...!'" sagte Dr. Balzer.

Besenfelder sah ihn ernst an. „In Ihrer Klinik muß es manchmal an Weihnachten besonders schwer sein!"

„Das will ich meinen, Herr Geheimrat!" sagte Balzer. „Wenn man täglich dieses Dominieren des Hirnzustandes mit ansieht, ist es doch beinahe unmöglich, nicht Materialist zu werden."

Es entstand eine kleine Pause, in der trotz des Ernstes, der über den kleinen Kreis gekommen war, doch wieder eine kleine Heiterkeitswelle aufkam. Unwillkürlich blickten alle zu Schnurps hinüber.

„Na, was war's denn?" fragte der Professor freundlich.

„Ach, es ist nur wegen der dreifachen Bedeutung von Materialist" sagte Schnurps halb entschuldigend. „Herr Wöhling hat auf dem Wege hierher so ausschließlich von den heimatlichen kulinarischen Genüssen der kommenden Festzeit geschwärmt, daß ihn Deters als groben Materialisten registriert hat, während der Mann doch eine transzendentalphilosophische Arbeit über die Theorie des Sehens geliefert hat."

„Das wäre also praktischer Materialismus bei einem theoretischen Idealisten" sagte Besenfelder lachend. „Aber nun die dritte Art?"

Schnurps rieb sich ein paar Mal die Handflächen zwischen den Knien.

„Letzten Sommer" sagte er, kehrte ich in der Nähe von Tambach in Thüringen in einer kleinen Waldwirtschaft ein. Da kam ein Berliner Junge, etwa zehn Jahre alt, an meinen Tisch, der war dort in der Sommerfrische und erzählte allerlei von seinem Vater. Beiläufig fragte ich ihn ‚Was ist denn dein Vater?' Darauf kam prompt die stolze Antwort: ‚Materialist!'"

„Nanu!" sagte Balzer.

„So dachte ich auch" fuhr Schnurps fort, „ich staunte über diese bestimmte weltanschauliche Registrierung — bis ich durch weiteres Fragen merkte, daß man in Berlin die Kolonialwarenhändler Materialisten nennt. Ist das so, Frau Geheimrat?"

„Ja, das habe ich auch gelegentlich gehört. Aber lassen Sie das mal" sagte Frau Dora. „Was Herr Dr. Balzer vorhin sagte, daß man in der Nervenklinik und Irrenanstalt beinahe notwendig in die materialistische Gesamtanschauung hineingedrängt werde, darüber komme ich nicht so schnell hinweg. Damit fiele ja doch auch der Sinn der ganzen Weihnachtsfeier, und wir säßen hier und machten Seifenblasen!"

„Machen wir auch!" flüsterte Schnurps und nickte. Aber nur seine beiden Nachbarn hörten es und stießen

ihm fast gleichzeitig in die Rippen, mit einem sorglichen Blick zum Chef hinüber.

Der hatte es aber schon erraten und sagte: „Meine Herren, nur heraus mit Ihren Gedanken! Sie werden doch nicht meinen, Sie müßten hier mit Ihrer eigentlichen Meinung zurückhalten? Ich habe mich in jungen Jahren noch viel entschiedener materialistisch ausgedrückt als unser lieber Psychiater hier, und habe die ganze geistige Welt für die Ausstrahlung von Menschenhirnen gehalten, die natürlich erlischt, wenn das letzte Menschenhirn seine Funktionen einstellt."

„Dann gute Nacht, lieber Gott!" flüsterte Schnurps fast unhörbar, und lachte in sich hinein.

„Das meinte ich ja vorhin" sagte die Professorin, „mit den Seifenblasen, oder wie mans nennen will. Dann ist doch Gott nichts als ein Hirngespinst! Und Weihnachten eine freundliche Menschendichtung!"

Der Professor hatte sich ruhig in seinen Lehnstuhl zurückgelegt und sah die jungen Freunde der Reihe nach an. „Ja, meine Herren, was nun?"

„Materialismus ist die Asymptote der Psychologie" sagte da einer.

„Halloh!" sagte der Professor sich vorneigend, „wer war denn das? Sicherlich unser Transzendentalphilosoph!"

Der ganze Kreis wandte sich dem jungen Wöhling zu. „Es ist eine Bemerkung von Lichtenberg, aus seinen Aphorismen" sagte er bescheiden.

„Ja, aber damit ist mir nicht geholfen" sagte jetzt Frau Dora. „Läßt sich das einem einfachen Menschen klar machen, was der alte geistreiche Göttinger mit seinem Orakelspruch gemeint hat? Was ist eine Asymptote?"

„Da hinten auf dem Tische liegt Papier" sagte Besenfelder. „Herr Wöhling, Sie werden es wohl nicht ohne ein paar anschauliche Linien erklären können."

Wöhling hatte schnell mit einem Strich eine Kurve aufs Papier gezogen und mit dem zweiten eine gerade Linie, die sich der Kurve näherte. „Diese gerade Linie, sagte er, deren Abstand von der Kurve um so geringer wird, je weiter man sie verfolgt, ohne daß dieser Abstand je verschwindet, — das ist die Asymptote, die mit der ins Unendliche gehenden Kurve nie zusammenfallende Tangente."

„Na, nun wollen wir erst mal recht schlaue Gesichter machen, als hätten wir das fein kapiert!" sagte Schnurps zu Dr. Clasen, der nachdenklich dasaß.

„Wenn ich also recht verstehe" sagte der, „ist die Asymptote eine Tangente, die eine Kurve im Unendlichen berührt. So wie man sagt, daß die Parallelen sich im Unendlichen schneiden. Die Asymptote nähert sich der Kurve, ohne sie je zu erreichen!"

Dr. Balzer hob den Kopf. „Jetzt wird mirs schon klarer. was Lichtenberg gemeint hat." Der Materialismus ist die gerade Linie, die sich der Wissenschaft vom Seelenleben immer mehr zu nähern scheint, und doch immer unendlich an ihr vorbeigeht und nie mit ihr zusammenfallen kann. ‚Der Graben ist viel zu tief!' Die Entscheidung liegt aber doch immer an unserm Verständnis des Hirns."

„Nun meine Herren" sagte Besenfelder, „ich bin kein Hirnphysiologe und will meinem Herrn Kollegen nicht in sein Revier einbrechen. Ich denke nur so: wenn im Laufe von Jahrmillionen sich in dem Entwicklungsprozeß organischer Wesen auf der Höhe der menschlichen Wirbelsäule Organe entwickelt haben, mit denen wir alle diese Gedanken denken können, die uns jetzt hier beschäftigen, — wenn also Vernunftorgane entstanden sind, dann ist das entweder ein blöder Zufall, oder diese ganze Entwicklung ist zu diesem Ziele absichtsvoll geleitet worden von einem klaren zielbewußten Willen, der unserm bißchen Vernunft wohl unendlich überlegen sein muß?"

Sie saßen alle still und sahen vor sich nieder.

„Dann wäre aber" fing Frau Dora lebhaft wieder an, „dieser übermenschliche Wille, der die Entwicklung bis dorthin geleitet hat, sicherlich nicht ein Hirngespinst des Menschen, sondern umgekehrt: das Gehirn ist dann ein besonders feines Gespinst dieses schöpferischen Willens, und es fragt sich nur, wozu dieses Gespinst da ist. Die Lunge zum Atmen, das Auge zum Sehen usw. Und das Gehirn?"

Dr. Wolfram, einer der Doktoranden, der bisher schweigend, aber mit lebhaften Augen der Unterhaltung gefolgt war, nahm das Wort auf: „und das Gehirn zum Erkennen! Auge und Ohr erkennen ja nichts ohne Hirn. Aber — wenn man nun die äußere Anordnung der Organe als Hinweis verstehen darf: das Hirn ist ja beim aufrecht stehenden Menschen das höchste Organ, und beim aufrecht denkenden Menschen das Organ für das Höchste — für das höchste Wesen. Denn wir selber können uns ja das Höchste nicht sein. Wenn sich einer für das höchste Wesen hält, kommt er ja sofort in Balzers Klinik. Die gesunde Vernunft weist deutlich immer über sich hinaus. Für ein Vernunftwesen, das seine Grenze kennt, kann aber der höchste Abschluß des Denkens nur ein Vernunftwesen — aber ein unbegrenztes — mit klarem Ziel und Willen sein. Dann finde ich auf die Gehirnfrage nur die eine Antwort: das Gehirn des Menschen ist entwickelt worden, damit es in der Welt eine Stelle gibt, wo der höchste Wille sich spiegeln kann."

„Die Stelle müßte dann aber schon recht ungetrübt und sauber sein" bemerkte Dr. Clasen, „sonst ist es mit dem Spiegeln nichts!"

„Ja freilich" sagte Frau Dora, „das steht ja auch ganz deutlich im Neuen Testament: nur die reines Herzens sind, können das Höchste wahrnehmen. Und ich meine, der das gesagt hat, ist doch selber der lauterste und ungetrübteste Charakter, den wir kennen. Daß in der Menschengeschichte Einer aufgetreten ist, der überhaupt nicht nach sich selber frug, sondern nur nach dem höchsten Willen, das ist doch der eigentliche Sinn der Weihnachtsfeier. Denn da konnte doch nun das Höchste oder vielmehr der Höchste wirklich sich spiegeln und aufleuchten!"

Wolfram sah zu Besenfelder hinüber. „Wenn diese Stelle in der Geschichte kein Zufall ist, sondern die Entwicklung bis zu dieser Stelle absichtlich geleitet worden ist, so hätten wir ja hier eine Verbindung mit dem, was vorhin der Herr Geheimrat von der Entwicklung zu den menschlichen Vernunftorganen sagte — nämlich, daß auch dahinter, hinter dieser Geschichtstatsache, doch ein uns ganz und gar überlegener Wille stehen muß, der etwas Bestimmtes vorhat und Etwas, das diesem Entwicklungsziel entspricht."

„Das ist sicherlich richtig" sagte Besenfelder. „Nur könnte ich das, was im Mittelpunkt der Weihnachtsfeier steht, nicht einfach als ein Ergebnis der Entwicklung ansehen. Die ‚großen Männer' in der Geschichte sind immer in gewissem Sinne Repräsentanten ihres Zeitalters. Ihre Zeit bringt sie hervor, wie man sagt. Sie sind aus ihrem Geschichtsverlauf einigermaßen zu verstehen, stehen in lebendigem Zusammenhang mit ihrer Umgebung, sie sind integrierende und homogene Glieder ihrer Zeit. Und wenn sie ihrer Zeit voraus sind, dann jedenfalls in der Richtung, in der sich ihr Zeitalter bewegt. Aber bei Jesus kann ich das nicht bestätigt finden. Er ist doch nicht einfach ein Repräsentant seiner Zeit, obgleich ich natürlich weiß, daß ‚Mensch sein' heißt: einer bestimmten Geschichtsperiode in einem bestimmten Volke angehören. Aber seine Zeit ist keine volle Erklärung seines Charakters, und man kann auch wohl nicht sagen, daß er im vollen Einklang mit seiner Umgebung stand. Mutter und Geschwister verstanden ihn nicht, und sein Volk hat ihn ausdrücklich wie etwas Ekelhaftes ausgespien. Sicherlich war er seiner Zeit weit voraus, aber durchaus nicht in der Richtung, in der sich seine Zeit bewegte. Er war kein integrierender, homogener Bestandteil seiner Umgebung, seines Volkes, seines Zeitalters. — Ich verdanke den Hinweis auf diese Tatsache meinem verehrten väterlichen

Freunde und Kollegen Sir Andrew Clark, dem früheren Präsidenten des Royal College of Physicians in London, der das im Jahre 1890 in einer Ansprache erwähnte."

„Das Einzelne geht ja überhaupt niemals in einer begrifflichen Analyse auf" sagte Dr. Wolfram. „Der einzelne Durchschnittsmensch nicht, geschweige denn eine so intensive Persönlichkeit, wie die, die im Mittelpunkt der Weihnachtsfeier steht. Jetzt, da die Strahlung in der Physik eine solche Beachtung findet — strahlende Materie usw. —, kommt mir beim Bedenken der geschichtlichen Kraftpunkte oder Kraftfelder immer das Gleichnis der Radioaktivität in den Sinn, und ich meine, das Auffallende in der Erscheinung Jesu ist seine unerschöpfliche, erstaunliche, durch alle Hindernisse hindurchwirkende Radioaktivität, nur mit der Einschränkung, daß hier im Laufe der Zeit nicht die geringste Verminderung eintritt, sondern eine ganz unverkennbare Steigerung. Denn wenn ich nicht irre, soll ja die Emanation des Radiums im Laufe von Jahrmillionen abnehmen. Aber hier ist von Jahrhundert zu Jahrhundert deutlich ein Crescendo zu erkennen. Und besonders auffallend, aber von der Elektrizität her auch verständlich, ist die ‚Widerstandswärme' in den Zeiten des schärfsten Widerspruchs und der Unterdrückungsversuche."

„Ja, meine Herren" sagte Besenfelder, „das ist sicherlich sehr wichtig und wertvoll. Aber wir gleiten dabei immer wieder leicht ab in das Gebiet der sogenannten ‚großen Männer' der Geschichte. Und dann versuchen wir Jesus an irgendeinem menschlichen Maßstabe zu messen, und damit gehen wir immer an ihm vorbei. Meine Mutter war eine große Verehrerin des Heidelberger Theologen Richard Rothe und hat uns ein Wort von ihm besonders eingeschärft: ‚Suchen wir nur die Herrlichkeit Jesu nicht in Dingen, an denen blutwenig liegt, und übersehen wir sie in den allein wichtigen Dingen nicht, darum weil sie keine Außerordentlichkeiten sind.' Es fragt sich nur, welches die ‚allein wichtigen Dinge' sind. Ich meine, es handelt sich zuletzt, wenn es ganz ernst wird, nur um Eins: um den innersten Frieden. Wo der fehlt, ist ja alles Andere entwertet. Wo er ist, läßt sich alles ertragen."

Er schwieg eine Weile. Frau Dora legte leise ein paar frische Holzscheite ins Feuer. Dann setzte sie sich wieder und sah ihren Mann an.

„In meiner Berliner Zeit" fuhr Besenfelder fort, „habe ich Jahre lang mitten in der Hochflut des gesellschaftlichen Lebens gestanden und dort eine Menge geistig sehr hochstehender Menschen kennen gelernt. Für alles Mögliche hatten sie Interesse, auch für die großen Fragen der Religionsgeschichte. Nur für zwei Begriffe hatten sie schlechterdings kein Echo: Sünde und Gnade. Die Worte ‚Gott' ‚Jesus' ‚Himmel' durfte man ebenfalls, manchmal auch nur pour parler, gebrauchen. Aber an diese beiden — und sie sind doch entscheidend — durfte man nicht rühren."

„Vielleicht weil es die innerlichsten und zartesten sind?" warf Frau Dora ein.

„Mag sein" sagte Besenfelder nachdenklich, „obgleich ich nicht immer den Eindruck hatte, als ob es daran liege. Denn im Übrigen ging man mit der psychologischen Sonde ungescheut in alle möglichen Tiefen. Jedenfalls habe ich die Erfahrung gemacht, daß ein wirkliches Verständnis für Christus nur da war, wo eine starke Resonanz für diese beiden Begriffe war, und mein Kollege, der Altphilologe Rodenstein, hat mir einmal gesagt — es war auf dem Heimwege von Grosse's Antrittsvorlesung — daß nichts auf die Ernsthaftesten der Antike einen solchen Eindruck gemacht habe, als die Botschaft von der grenzenlosen Macht der Vergebung."

Die Korona schwieg, und man hörte eine Zeitlang nur das Prasseln der Holzscheite im Kamin.

„Wie soll denn auch der Friede, die frohe Ruhe, wovon wir vorhin sprachen, möglich sein, ohne Vergebung?" fuhr Besenfelder fort. „Ich staune oft über die Leichtigkeit, mit der sehr gebildete Menschen, die sich Humanisten, Idealisten, Philosophen und — was weiß ich? — nennen, mit ihren hohen Idealen sich abfinden, hinter denen sie doch alle stündlich kläglich zurückbleiben. Sie scheinen sich ihr Versagen kurzer Hand selber zu vergeben und ahnen nicht, was für eine Gedankenlosigkeit und Oberflächlichkeit sich darin äußert, und — was für eine allmähliche Abdrosselung des Gewissens! Man gewöhnt sich damit an innere Unsauberkeit trotz peinlichster Körperkultur nach außen. Eine wirkliche innere Sauberkeit ist doch nur möglich, wenn die Forderung in ihrer ganzen Höhe, und unsere Verpflichtung in ihrem ganzen Ernst ehrlich anerkannt wird. Die traurige Differenz, die uns verklagt, können wir nicht abschütteln. Sie bleibt, wenn der beständig sich verbreiternde Graben nicht täglich und gründlich von einer Macht, die uns nicht aufgeben will, überbrückt wird. Mir ist es immer als eine lächerliche Münchhauseniade und ahnungslose Selbstverspottung erschienen, wenn ästhetisch und intellektuell sehr hochstehende Menschen ganz ernsthaft von Selbsterlösung sprachen. Wenn der Mensch sich nicht am eigenen Schopf aus dem Sumpf ziehen kann, dann kann er sich doch auch nicht am eigenen Wesen aus dem großen Sumpf des Versagens heben, in dem wir alle stecken. Das ist, meine ich, von allem Andern abgesehen, eine einfache Frage der Ehrlichkeit. Ich muß gestehen, daß ich nicht begreifen kann, wie ein Mensch, der sich nichts weis macht, und der nicht im öden Kreislauf der Natur untergehen will, es ohne die Gewißheit aushalten kann, daß es Vergebung gibt, tägliche, gründliche, restlose Vergebung. Das ist für mich bei der Weihnachtstatsache das Wichtigste. Das Wort, womit die Weihnachtsbotschaft beginnt: ‚Fürchtet euch nicht!' hat doch, recht verstanden, für Menschen, die in Schuld verhaftet sind, nur den einen nächsten und wichtigsten Sinn: ‚Habt keine Angst, denn es gibt Vergebung!' Und diese Vergebung ist mit dem Manne der Weihnacht Wirklichkeit geworden. Denn das ist der unmittelbare Eindruck, den auch der schlichte Mensch von der Christuswirklichkeit haben kann: wenn Niemand sonst — der vergibt mir, und der vertritt die höchste Gewalt! Das ist auch wohl das eigentliche Geheimnis der Anziehungskraft Jesu auf die Menschen gewesen, bis heute; denn das, was von außen her den Leuten zumeist das Wichtigste an ihm scheint, die Wundergeschichten, ist, wie mir Rodenstein sagte, auch in den damaligen heidnischen Religionen überreich vertreten. Das ist also gar nichts Besonderes. Aber diese souveräne Vergebung — das ist das eigentliche Wunder, das da in die Welt getreten ist."

*

In dem Augenblick steckte Jungfer Eulalie wieder ihren grauen Kopf herein. „Teelefong" rief sie, und „Frau Geheimrat, brauchense noch was? ich geh sonst nämlich schlafen!"

Besenfelders erhoben sich beide, und die Gäste nahmen das als Signal zum Aufbruch. „Nein, bitte, meine Herren" sagte der Professor, im Hinausgehen, „bleiben Sie doch noch bei meiner Frau! Sie dürfen jetzt nicht weggehen. Clasen, Sie sind der Dienstälteste, Sie haften mir für die Andern. Lassen Sie das Körbchen noch einmal kreisen und lassen Sie mir das Feuer nicht ausgehen! Ich hoffe, bald wieder hier zu sein. Liebe Nora, bitte sorge dafür, daß wir nachher noch eine Tasse Tee bekommen. Eulalie kann ruhig hinaufgehen. Herr Scharfenberger hilft dir gern beim Tee-machen!"

„Na ja, der The — ist!" sagte Schnurps halblaut, als Professors draußen waren. „Hört mal" flüsterte er, „was ist denn nur los, der Chef predigt ja heute!" Balzer stimmte ihm zu. „Ja, er ist heute anders als sonst. Daß er eine starke religiöse Ader hat, wissen wir ja alle. Aber sonst hält er doch sehr damit zurück. Und ich habe bemerkt,

daß ihn auch Frau Geheimrat manchmal ganz verwundert angesehen hat."

In dem Augenblick kam die Hausfrau schon wieder herein und sagte: „Nun wollen wir noch ein paar Lieder singen! Mein Mann hat mir vorweg zu Weihnachten eine wunderschöne neue Sammlung alter Weihnachtslieder geschenkt. Ich denke, daran werden Sie alle Freude haben! Hören Sie mal hier etwas aus dem Weihnachtsoratorium von Bach: ‚Bereite dich, Zion ...'" Bald drangen aus dem Eßzimmer die herrlichen Klänge in die Diele, und nachdem die lebhafte Frau einmal ‚Ton geleckt' hatte, wie sie sagte, reihte sie ein Lied an das andere, und ihrer Begeisterung für die alten schönen Tonsätze konnten sich die jungen Ärzte nicht entziehen.

„Aber Sie sollten doch auch mitsingen!" sagte sie dann und kam wieder an den Kamin. „Kommen Sie, Herr Scharfenberger, wir holen jetzt erst den Tee, und dann gehts zur Laute!"

*

Aber sie hatten noch nicht die erste Strophe von dem Liede „Es ist ein Ros' entsprungen" beendet, als Clasen plötzlich aufstand und an die Haustür lief. „Hat es denn geklingelt?" fragte Frau Dora erstaunt. „Mein Mann hat doch seinen Hausschlüssel mitgenommen?" Schon war sie auch draußen.

„Du, Onkel Manfred!" rief sie in heller Freude, „wo kommst Du denn noch her? Aber komm nur gleich herein, die Herren sind auch noch da, und du kannst uns gleich noch helfen!" Sie schob einen etwa siebzigjährigen freundlichen alten Herrn in die Diele, drückte ihn mit sanfter Gewalt auf ihres Mannes leeren Stuhl und nannte schnell die Namen ihrer Gäste.

„Ja aber" — sagte der späte Gast verwundert und lachend. „Nichts da!" unterbrach ihn die lebhafte Hausfrau: „— erst mußt du unser Weihnachtsgebäck probieren!" und sie stopfte ihm gleich mit lustigem Ungestüm beide Hände voll, so daß er sich nicht wehren konnte, als sie ihm eine Pfeffernuß in den Mund steckte. Sie war ganz übermütig vor Freude.

„Ja aber" — sagte Onkel Manfred noch einmal und schluckte, „ich muß doch erst meinen Mantel ausziehen" — im Nu hatten sechs Hände ihn enthüllt — „und erklären, warum ich jetzt noch so spät komme! Ich traf nämlich Konrad in der Nähe der Klinik, er war offenbar sehr eilig und sagte nur schnell: ‚Wenn du nichts mehr vorhast, komm doch gleich noch ein Stündchen zu uns hinaus. Wir können dich brauchen!' und da bin ich nun" lachte er und sah sich fröhlich und fragend im Kreise um.

„Mein lieber Onkel, Herr Brandes, ist Kaufmann gewesen" sagte Frau Dora erklärend, „und hat sich zu unserer großen Freude vor vier Wochen hier niedergelassen. Wenn Konrad gesagt hat, wir können dich brauchen, Onkelchen, so hat er wahrscheinlich gemeint, daß du uns bei den Weihnachtsvorbereitungen helfen sollst, — nämlich unsere Gedanken in Ordnung zu bringen. Nun sag du uns mal — wir sprechen uns hier gerade ganz offen aus — was ist für dich das menschlich Wichtigste an der ganzen Weihnachtsgeschichte?"

Der alte Herr legte ruhig die Hände, die er inzwischen in seine Seitentaschen entleert hatte, ineinander und sagte: „ich denke, ‚die große Freude'!" „Freilich", setzte er nachdenklich hinzu, „die liegt in einer anderen Ebene, als man gewöhnlich meint."

„In einer anderen Ebene?" fragte Frau Dora. „Sieh mal die Gesichter von all diesen gelehrten Herren hier an! Ich wette, die wissen nicht recht, was du meinst. Ich natürlich auch nicht, obgleich ich, setzte sie hinzu mit einem stolzen Lächeln zu Wöhling hinüber, — obgleich ich weiß, was eine Asymptote ist!"

„Das weiß ich nun freilich nicht" sagte Onkel Manfred, „aber das von der anderen Ebene ist nicht so schwer zu verstehen. Ich meine nur, daß mit der Weihnachtsfreude nicht eine einfache gradlinige Fortsetzung unserer üblichen Freuden gemeint ist."

Frau Dora sah ihre Gäste der Reihe nach an. „Onkelchen, du mußt es uns noch ein bißchen deutlicher sagen. Bitte!" sagte sie freundlich.

„Nun", sagte der alte Herr, „es ist das, was man im ernstesten Sinne Trost nennt. Trost ist die Freude, die das Leid *unter* sich hat. Die üblichen Freuden sind wie die lustigen Buchfinken auf dem Zweig, die unablässig den Kopf hin und her drehen, weil sie immer die Gefahr und die Katze wittern. Trost ist Freude, die ganz ruhig geworden ist, weil das Leid — zwar nicht überstanden, aber überwunden ist. Es überrascht nicht mehr. Es ist einbegriffen, mitgerechnet, durchschaut, es ist Rohmaterial, das umgearbeitet wird in Etwas, das früher oder später froh macht. Das ist eine Freude, die in einer höheren Sphäre verankert ist als die anderen, von denen es heißt: ‚Aus dieser Erde quillen meine Freuden!' Die Weihnachtsfreude quillt aus einer anderen Wirklichkeit, aus der Wirklichkeit, die wie Sonnenglanz in den Zeilen des kleinen Buches flimmert, in denen die Weihnachtsgeschichte steht."

„Dafür muß ich dir besonders danken, lieber Onkel Manfred!" sagte plötzlich aus dem Hintergrunde die Stimme des Geheimrats, während alle überrascht herumfuhren, drückte dem alten Herrn die Hand und drückte ihn zugleich wieder in den Stuhl am Kamin zurück.

„Wie bist du nur hereingekommen?" fragte Frau Dora. „Dr. Clasen wäre gewiß hochgeschossen, wenn er nur das Geringste gehört hätte. Aber wie geht es denn nun Frau Oberin?"

„Es war, Gott sei Dank, nicht so schlimm, wie Schwester Gertrud fürchtete. Die kleine Herzschwäche war bald vorüber, und ich denke, sie wird nun eine ganz ruhige Nacht haben" sagte Besenfelder. „Die Schwester hatte ein bißchen den Kopf verloren, aber ich bin doch ganz froh, daß ich draußen war. Sonst hätten wir auch unseren lieben Gast nicht mehr in unseren Kreis bekommen!" Er blieb zwischen den Stühlen des alten Herrn und seiner Frau mitten vor dem Kamin stehen, um wieder warm zu werden und ließ sich den heißen Tee schmecken, den ihm Scharfenberger gereicht hatte.

„Eins, liebe Leute, fuhr er fort, habt ihr in euren Weihnachtsgedanken noch vergessen. Mir ist es auch erst in der vorigen Nacht mit besonderer Klarheit aufgegangen. Gestern Abend ist mir beim Kramen mein vergilbtes Neues Testament wieder in die Hände gefallen, das mir die Eltern mitgegeben hatten. Da ist mir beim stillen Lesen etwas aufgefallen, was ich vorher nie so bemerkt hatte. Da reden ja lauter Menschen, für die der Tod erledigt ist! Er ist natürlich da, aber er ist offenbar außer Kurs gesetzt. Noch nie ist mir bisher diese eigenartige Gelassenheit gegenüber dieser dunklen Tatsache in ihrer ganzen Bedeutung ins Bewußtsein gekommen, wie dies Mal, als ich bald hier, bald dort in den alten Blättern las. Es ist eine ruhige, klare Bestimmtheit, die sich auf die schlichte Tatsache stützt, daß trotz allem Christus Geltung und Wirklichkeit besitzt. Es ist, als ob ihnen der Tod an diesem Leben gestorben wäre. Da wurde es mir mit einem Male klar, wie mein Vater so völlig seelenruhig von seinem Tode sprechen und dann in das Dunkel hineingehen konnte, als ginge er aus der Herberge durch die Nacht hinüber nach Hause."

Er hielt einen Augenblick inne, denn er hatte gemerkt, daß er auf dem Kaminsims einen Wachsstock umgestoßen hatte. Er richtete ihn ruhig wieder auf, zündete ihn mit einem Holzspan am Kaminfeuer wieder an und sagte: „Und das alles ist doch keimhaft mit dieser Geburt in unsere Welt des Sterbens gekommen."

Der ganze Kreis saß still und sah in das freundlich verglimmende Feuer. Dann stand Frau Dora leise auf

und gleich darauf erklang vom Klavier her Luthers Weihnachtslied:

Gelobet eist du, Jesus Christ,
Daß du Mensch geboren bist!

Als sie die erste Strophe gesungen hatte, merkte sie vom Nebenzimmer her, daß Dr. Deters verstohlen nach der Uhr sah. Da kam sie leise wieder herein. Es wurden nicht viel Worte mehr gewechselt. Die jungen Gäste verabschiedeten sich und gingen still hinaus in den Vorflur, wo die Mäntel hingen.

Onkel Manfred zögerte noch einen Augenblick, als die Anderen draußen waren. Dann sagte er: „Liebe Dora, lieber Konrad, ich bliebe jetzt gern noch ein halbes Stündchen bei euch. Aber ich habe in den Augen von einem der jungen Leute etwas gesehen, das darf nicht in der Nacht wieder untergehen. Ich will versuchen ihn noch mit mir zu nehmen. Nicht wahr, ihr versteht, was ich meine! Grüßt mir eure Jungens. Wie ich zu meiner Freude höre, werden sie alle kommen. Und am ersten Feiertag kommt ihr dann alle zu mir, das versprecht ihr mir!"

„Gern" sagte der Professor herzlich. „Wir kommen." „Und das Licht kommt!" setzte er nachdrücklich hinzu. Dora sah ihn fragend an. Er fing den Blick ruhig auf und nickte ihr freundlich zu.

*

Als im Februar der Schnee schmolz, fragte sie nicht mehr.

Freiburg i. B. Paul Jaeger

Von der Liebe

Hast Du ihr schon in die leuchtenden Augen gesehen? Menschenkind, was wärst Du ohne diese leuchtenden Augen, ohne die Reinheit ihrer Stirn, ohne den Sternenkranz, der diese Stirne umschlingt? — Die Liebe trägt Dich über die Wogen des Schicksals, geleitet Dich sicher durch die Brandung des Lebens. Liebe hat solch einen frohen Blick, solch tapfere Haltung. — Du darfst mit geschlossenen Augen Dich tragen lassen, aber Du tust es nicht, armes Menschenkind, denn Du glaubst nicht unbedingt an ihre Macht.

O sieh einem Freund ins Auge — nein, besser, einer Frau! Kannst Du es tun, ohne mit der Wimper zu zucken, ruhig, offen? Wisse, in der Frau ist die Liebe verkörpert. Sie findet in ihr den besten Schutz, die beste Vertreterin, und warum? Weil die Frau erbarmungslos allen Schrecken und Tücken der Welt ausgeliefert wäre, ohne sie, die stark, weil sie göttlich, sündlos rein ist, und dann: sicher ist die Ruhestatt und heilig hell und warm in Frauenbrust: denn keusch ist die Frau in ihrem Empfinden, und in ihren Handlungen ist sie zart! In ihrem Herzen sammelt sich die Liebe: sie strömt aus ihren Augen, blüht und sprießt aus ihrer Hände Wirken und Schaffen, sie entströmt verheißungsvoll und doch so demütig den feinen, bewußt und edel geprägten Formen und Linien ihres Körpers.

In der heiligen Nacht hat Gott der Herr den Leib einer Frau geküßt. Wie tat er das, was trieb den heiligen Geist, sich in solchem Werke zu offenbaren? Er tat es in ehrfurchtsvoller Liebe, und Liebe, überreiches Erbarmen ließ ihn das schlichte Weib, dessen Größe allein im Mutterherzen wurzelte und war, beschatten! Wie viele Male geschah es später noch in den nachfolgenden Jahrhunderten! Viele Gotteskinder sind geboren worden: Frauen und Männer, und alle hatten sie leuchtende Augen und den Sternenkranz um die Stirnen; und alle trugen sie das schwarze, schwere Kreuz! Sie trugen es fest, aufrecht, schweigend; sie hielten es in starken Händen, klaglos — glücklich!

Und warum geschah es? Liebe gab diesen Menschen Kraft! — Auf Rätsel der Weisheit, auf Rat und Tat, zu was sie nützen in dem mächtigen Treiben der Werkstatt des Menschenlebens, gibt es eine Antwort in ernsten, guten Büchern. Die Liebe aber vertritt sich selbst durch ihre Kraft und strahlende Reinheit. Sie lächelt und hat gelächelt zu Anbeginn der Welt, und die Menschen haben sie einfach und natürlich verstanden, ohne erläuternde Worte, im anbetenden Gotteskult und im Menschendienst: von Herz zu Herz.

Halte Deine Augen klar, o Menschenkind! Sie sind der Spiegel Deiner Seele, Deines Liebeslebens! Nicht ein Schatten darf verdunkelnd sich darüber breiten! Schön und stark ist das Wort aus Menschenmund, beredter, überzeugender, ja siegesgewisser ist die Sprache der Augen, weil die Liebe darinnen leuchtet und lächelt, die Liebe, die auch dem glückgemiedenen Menschen nicht versagt ist, denn Gott hat sie in ihn gepflanzt als einen Teil seiner selbst. Seine Schuld ist es, wenn das Licht der Liebe in seinem Leben erlischt.

Und das Größte, Schwerste tut die Liebe, wenn Du sie gekränkt hast und, Dich selbst überwindend, um Verzeihung bittest: dann schenkt sie Dir aus der Fülle der Kraft Vergessen des Leids, das Du ihr zugefügt hast. Niemals mehr in Deinem Leben wirst Du fühlen müssen, daß sie jemals sich noch des Schmerzes erinnert! Dann, unbedachtes, begnadigtes Menschenkind, beuge Dein Haupt und danke!

Gießen Hanna Krüger †

Lieder um Maria

1

Maria geht mit stillem Sinn
im Morgentau durch Felder hin;
es schimmert weiß der Lilien Kleid,
der Fraue gleich an Lieblichkeit.
Maria grüßt sie demutsvoll:
„Mein Kindlein, das da werden soll,
ich tauche deine Seele ein
in dieser Lilien weißen Schein."

Und weiter geht Mariens Fuß.
Da neigt das Korn sich wie zum Gruß;
den Wellen gleich sichs leise wiegt,
ein gelber Schein darüber liegt.
Maria sinnt, der Andacht voll:
„Mein Kindlein, das da werden soll,
sei wie das Korn, das Viele nährt;
wenns sterbend sich zur Erde kehrt,
es wieder aufersteht in Kraft
und Wunder neuen Lebens schafft."

Und weiter geht Mariens Schritt;
ein klarer Bach läuft murmelnd mit.
Da bleibt mit eins Maria stehn,
und ihre Blicke träumend gehn:
„Ach, mögst du sein, meins Blutes Kind,
so lauter, wie die Quelle rinnt.
Wer dürstet, werd von dir getränkt;
wer arm ist, werd durch dich beschenkt."

Und wie Maria weiter geht,
vom leisen Morgenwind umweht,
der lind ihr rühret Haupt und Haar,
hebt sie die Augen tief und klar:
„Nicht kann ich sehn und fassen dich,
du Wind, der mir vorüberstrich,
doch fühl ich deinen sanften Hauch
und ahne seine Botschaft auch:
dies sollst du wünschen allermeist,
dein Kindlein wisse um den Geist,
der liebend sich im Herzen regt,
die Bruderarme schützend legt
um alles, was im Erdenrund
verlassen ist und müd und wund. . . .
Ja, Geist der Liebe, sanft wie Hauch
und mächtig wie der Sturmwind auch —
du bists, der alle Welten trägt
und dennoch auch die Blume hegt."

Maria sinkt zur Erde still.
Geschweiget ist ihr Wunsch und Will.
Da glüht herauf des Frührots Schein
und hüllt sie in sein Leuchten ein.

2

Ein lichter Abend müde sinkt,
die Mondessichel fernher blinkt;
und wie sie mählich höher steigt,
die Nacht sich zu der Erde neigt.
Die kühlt mit ihrer Mutterhand,
was dürstend stand im Sonnenbrand,
und schenkt dem müden Leibe Ruh,
deckt Lust und Leiden sorglich zu. . . .
Maria keinen Schlummer findt.
Ob Kühlung bringt der nächtge Wind?
Sie hebt sich von dem Lager sacht,
tritt vor des Hauses Tür zur Nacht.
Da dringt zu ihrem Ohr ein Laut —
Maria staunend um sich schaut.
Doch kann ihr Auge nichts ersehn,
wie auch die Blicke spähend gehn
Da tritt sie in den Garten ein,
der silbern ist von Mondenschein,
und deutlich klingt zu ihrem Ohr
ein leises Flüstern nun empor.
Ein Flüsterspiel, so zart wie Hauch —
es sprechen Blume, Baum und Strauch,
und wie ihr Duft ist süß der Klang,
viel süßer noch als Vogelsang.
Maria beugt sich niederwärts,
voll Freude ist ihr lauschend Herz.
War wohl ihr Sinn so unruhvoll,
weil ihr hier Botschaft werden soll?
. . . „Nun ist die Zeit erfüllet bald,
da Gottes Liebe wird Gestalt.
Sie neigt sich zu der Menschen Los,
birgt sich in einem Mutterschoß
und tritt in diese Welt herein,
ein Kind wie alle, schwach und klein."
„Wer hat dir dieses denn erzählt?
Wer ist die Mutter auserwählt?"
„Die Morgensterne hört ichs sagen;
die Wolken auch die Botschaft tragen.
Die Flamme jauchzt sie und der Wind —
sie alle Gottes Boten sind"
„Und wer die Mutter?" — „Ahnt ihrs nicht?
Wer schreitet in der Demut Licht?
Wer ist zu jedem Dienst bereit
und frei von dunklem Haß und Streit?"
Da tönt es innig wie Gebet,
von Baum zu Strauch es leise weht:
„Maria, Gottes Magd du bist
und trägst das Heil der Welt, den Christ.
Holdselge du hältst den umfaßt,
der niedersteigt aus Himmels Glast,
der niedersteigt in Erdennot,
weil es des Vaters Herz gebot.
Maria du!" Der Sang verweht.
Die Fraue scheu und zitternd steht.
Dann flüstert sie: „O schaff mich um,
Herr, daß ich wie ein Heiligtum,
wie ein geweihter, edler Schrein
umschließe meines Kindes Sein."

3

„Wie weit sich doch die Straße dehnt!
Wie schwer auf meinen Arm sie lehnt!"
Und Joseph senkt den dunklen Blick,
voll Bangen um Mariens Geschick.
Sie aber, der sein Sorgen gilt,
mit leisem Druck der Hand ihn stillt.
„Nicht kümmern sollst du, Joseph mein,
ich werd zur Nacht gebettet sein." —
„Und wenn die Herberg überfüllt?
Des Volks von allen Seiten quillt." —
„Dann läßt der Wirt uns sicher ein
zum Stall." — „Zu Ochs und Eselein!" —
„Warum nicht, Joseph? Sieh, das Tier
verläßt den Mutterschoß wie wir.
Sein Blut ist wie das unsre rot —
und eint uns nicht der dunkle Tod?"
Sie schreiten weiter durch die Nacht,
von Gottes Sternen überwacht.
Und endlich taucht mit Hütten traut
ein Dörflein auf, am Berg gebaut.
Doch träumt es nicht in sanfter Ruh.
Es strömen Wandrer ab und zu,
die fernher wies des Kaisers Wort
an ihrer Sippe Ursprungsort.
Die Herberg kann nicht alle fassen;
drum irrn sie suchend durch die Gassen
und froh ist, wer für Weib und Kind
nur eine Streu zur Ruhstatt findt.
Es tritt Joseph zum Wirt heran:
„Ihr seht, mein Weib nicht weiter kann,
und kein Gefreundter lebt uns hier —
wollt uns auftun des Stalles Tür."
„Zum Stalle wollt Ihr? Meiner Treu,
Ihr wählt nicht schlecht, denn frisches Heu
liegt aufgeschichtet, Euer Weib
mög betten drauf den müden Leib.
Nehmt hier das Fell — ein Laken auch —
schweigt mir von Dank — 's ist Landes Brauch."
Er öffnet selbst des Stalles Tür,
ein matter Lichtschein blinkt herfür.
Maria schaut ihn dankbar an:
„Gott lohn Euch, was Ihr uns getan!" —
Und wenge Stunden später liegt
gar hold in ihren Arm geschmiegt
ein Kindlein, weich und leicht wie Flaum . . .
Ist's Wahrheit, ist's kein lichter Traum? . . .
Was sie genährt mit ihrem Blut,
ihr atmend nun am Herzen ruht —
der Glieder süßes Spiel sie schaut
und hört der Stimme zarten Laut. . . .
O Wunder, also tief und groß —
wie selig ist der Mutter Los!
Maria schließt die Augen still
und nur das Kindlein fühlen will.

4

„Ach, Joseph, armer Joseph du,
zu Ende schon ist deine Ruh!
Es muß wer vor der Türe sein. . . .
Hörst du — ein Lied wie von Schalmein. . . ."
Und Joseph zieht den Riegel für —
es tut sich knarrend auf die Tür;
und draußen stehn im Sternenschein
vier Männer, Hirten mögens sein.
Ein Alter nimmt den Hut vom Haupt:

„Wir möchten fragen, wenns erlaubt,
ob hier im Stall in dieser Nacht
ein Kindlein ward zur Welt gebracht?"

„So ists. Doch wie ward euch dies kund?" —
„Durch eines heilgen Boten Mund.
Doch fragt nicht weiter, laßt uns ein,
wir müssen schaun dies Knäblein klein."

Maria hat sich aufgericht,
ihr Antlitz ist beglänzt vom Licht;
auch auf der Krippe liegt der Schein,
drin Joseph barg das Kindelein.

Die Männer treten stumm heran;
sie starrn das Kind, die Krippe an.
„Er ists!" Ergriffen sagts der Greis,
und seine Hände zittern leis.
Er bückt sich zu der Erde schwer,
die andern Männer tun wie er —
sie huldigen dem Knäblein zart,
als wär's von königlicher Art.

Maria nach dem Kinde greift —
was ists, das kühl das Herz ihr streift?
Er, ihres Leibes holde Blum,
ist er denn nicht ihr Eigentum? ...
Wie war es doch in jener Nacht? —
Der stille Garten war erwacht
und sprach von einem Wunder groß,
das sich gesenkt in ihren Schoß. ...
Und war sie damals nicht bereit
und ganz vom eignen Ich befreit?
War nicht ihr einzges Wollen nur,
zu gehn auf Gottes selger Spur? ...
„Was bin ich, denn des Herren Magd!"
Ganz leise hats ihr Mund gesagt,
und nur Joseph, der bei ihr steht,
des Wortes Laut und Sinn errät.
Er ahnt, daß tief ihr Geist erregt,
ihr Herz von Großem ist bewegt.
Ach, daß sie fühle ihn zur Seiten,
denn bittrer ist es, einsam streiten. ...

Und plötzlich sich ein Hirt aufricht;
aus seinem Mund wie Jubel bricht
die Botschaft, daß eins Engels Wort
gewiesen sie zu diesem Ort.
„Das Zeichen sollt die Krippe sein,
in Windeln drin ein Kindlein klein.
Der Knabe aber, hört — er ist
der Langersehnte, ist der Christ!"

„Und da des Engels Wort verklungen,
da haben ihrer tausend sungen ..."
Der Jüngste sagt es wie im Traum,
man sieht, er faßt das Wunder kaum.

Der Alte auf Maria schaut:
„Noch nie vernahm ich solchen Laut!
Wie Harfenklänge tat es schallen:
den Menschen allen ein Wohlgefallen,
weil ihnen fortan ist beschieden,
zu schmecken hier schon Himmels Frieden."

„Ach, daß ihr beide hörtet nicht"
der vierte Hirt andächtig spricht,
„die Weise, die vom Himmel drang
und wieder sich zum Himmel schwang.
Von Gottes Ehre sangen sie —
dies Jauchzen — — ich vergeß es nie.
Doch, Brüder, laßt uns weiter sagen,
was diese Nacht sich zugetragen.
Die Freude, die uns ganz erhellt,
hat Teil an ihr nicht alle Welt?"

Und Joseph zieht den Riegel für —
die viere schreiten durch die Tür.
Dann tritt er zu Maria — schweigt —
und tief zu Weib und Kind sich neigt.

Sie aber hält das Kind umfaßt:
„Aus fernen Himmelshöhn ein Gast
bist du — und trägst meins Leibes Kleid —
das gibt wohl harten Widerstreit —
das führt in Kampf, in Haß, in Tod. ...
Und dennoch — du bist lichtumloht!
Und deine Einsamkeit ist Glanz —
es trägt dein Haupt den Siegerkranz!
Wer immer deinen Weg wird gehn,
wird deine Spuren leuchten sehn!"

Basel Ida Frohnmeyer

Zwei Geschichten von Müttern

1. Der Herzkirschenbaum

Als Gertrud im Krieg wie so viele andere ihre geliebte Heimat verlassen mußte, hatte sie keine Träne geweint. Die wenigen Stunden, die ihr blieben, um das Nötigste für sich und ihre Kinder zu bergen, waren so gedrängt voll Angst, Hast und Verzweiflung, daß für Abschiedstränen kein Raum blieb. Sie bangte auch um Kostbareres als Hab und Gut, Haus und Garten, — um das Leben ihres Mannes, der vor dem Feind stand, sie wußte nicht wo. — Trocknen Auges, fast ohne sich umzusehen, war sie fortgezogen.

Nun hatte ihr Gott nach langen Jahren Heimkehr beschieden, ihr und all ihren Lieben.

Aber was für eine Heimkehr war das! Grausam hatten die Naturgewalten gehaust, grausamer noch die Menschen. Wie eine längst Gestorbene ging sie durch ihr verwüstetes Heim, und wieder wie vor Jahren wollten die Tränen nicht fließen, — obwohl sie jetzt Zeit hatte und es still war, — viel zu still. Denn auch die Kinder fühlten das Gewicht dieser Stunde, drückten sich scheu herum und berührten mit schüchternen Händen längst vergessene Gegenstände. Und der Vater ging hin und her, stieg treppauf, treppab, und ermaß still und sorgenvoll, was es kosten würde an Kraft, Zeit und Mitteln, bis alles wieder war wie einst.

Da dachte Gertrud: ich will in den Garten gehen, vielleicht wird es mir unter freiem Himmel leichter! — Aber ach, der schöne, sorgsam gehegte Garten, wie sah er aus! Niemand hatte sich um ihn gekümmert, eine Wildnis war er geworden, der Zaun überall zerbrochen, Unkraut wucherte halbmannshoch, und große Büsche wilder Blumen, Margueriten und Mohn reckten sich der Mittagssonne entgegen.

Als ihr Mann in den Garten kam, um seine Frau zu suchen, fand er sie zusammengesunken an dem Kirschenbäumchen, das sie gemeinsam gepflanzt hatten, als ihr jüngstes Kind getauft wurde. Erschrocken trat er auf die Weinende zu und rührte sie liebevoll an: „Gertrud!"

Aber da wendete sie ihm ihr Angesicht zu, und wie erstaunte er, als er wohl Tränen in ihren Augen erblickte, aber zugleich den Widerschein einer großen überirdischen Freude.

„Was ist das, Gertrud, — du freust dich?"

Da deutete sie stumm über sich in die Krone des Bäumchens, und siehe, da hing es schwarz und voll und glänzend, Kirsche an Kirsche im grünen Laub, — und das Bäumchen hatte vorher noch kaum getragen.

Ein Schauer überrieselte den Mann, daß auch er stumm dastand, und nur leise sein geliebtes Weib an sich drückte.

Es war aber beiden, als spräche Gott selbst aus diesem Bäumchen zu ihnen ein Wort der Hoffnung mitten in Zerfall, Wildnis und Untergang: „Fürchtet euch nicht,

das Leben geht weiter und lohnt überreich, wenn ihr festen Herzens seid und Mir vertraut!"

Und dann riefen sie die Kinder, die jubelten auf beim Anblick der reifen Früchte, und der Vater hob das Jüngste empor, daß es den andern die Kirschen von seinem Bäumchen herunterholte, und sie lagerten sich und hielten in der wiedergewonnenen Heimat ihre erste Mahlzeit.

2. Ein Erlebnis

Ein Freund von mir erzählte mir kürzlich eine kleine Geschichte, die ich so schön und rührend fand, daß ich sie weiter erzählen möchte.

„Als mein erster Sohn einige Wochen alt war", so erzählte mein Freund, „reiste ich mit ihm in meine Heimat und wohnte eine Zeit lang auf unserem väterlichen Hof. Und als stolzer Vater fuhr ich ihn manchmal auf den wohlbekannten Wegen spazieren, während meine Verwandten auf dem Feld arbeiteten. — Eines Tages nun, als ich ihn wieder spazieren fuhr, schrie der Junge wie am Spieß und wollte gar nicht aufhören, obwohl ich all meine Erziehungskünste an ihm ausprobierte. Als ich schon fast ratlos war, sah ich plötzlich von weit, weit her eine Frau über die Felder laufen, gerade auf mich zu. Was bedeutete das? Mit Staunen sah ich, wie sie näher kam und dabei mit den Armen fuchtelte, mir Zeichen zu machen schien. Nun war sie bei mir, noch ganz außer Atem; es war eine kräftige Bauernfrau, wohl einige dreißig Jahre alt.

Ach, sagte sie, das arme Kind schriee ja so furchtbar, daß es einen in die Seele schnitte. Sie könnte das gar nicht hören, wenn Kinder so weinten, — ob ich ihr nicht erlauben wollte, das Kind zu beruhigen, sie verstünde sich darauf.

Jetzt aber bäumte sich mein junger Vaterstolz auf. Kurz und herbe sagte ich, ich wüßte schon selber, wie man mit Kindern umzugehen hätte, und wenn ich das Kind nicht beruhigen könnte, würde es ihr wohl erst recht nicht gelingen!

Da schwieg sie verschüchtert und ging langsam, mit hängenden Armen über die Felder davon.

Abends fragten mich meine Leute, die den ganzen Vorgang aus der Ferne mit angesehen hatten, ob ich wohl wüßte, wer da bei mir gewesen wäre? Nein, das wußte ich nicht. Ja, das wäre so eine kleine Berühmtheit der Gegend, die Frau hätte in 12 Jahren nicht weniger als 15 Kinder bekommen, vermittelst Zwillingen und Drillingen.

15 Kinder! 15 eigene Kinder! Und läuft von weit her über die Felder, weil ein fremdes Kind schreit! Ich war erschüttert und bereute bitterlich, sie so schnöde abgewiesen zu haben. Gern hätte ich sie jetzt um Verzeihung gebeten, aber am nächsten Tag reiste ich ab, und so unterblieb es, und das kleine Erlebnis ist als Stachel in meiner Seele zurückgeblieben. Als Stachel, aber auch als etwas Großes und Beglückendes: denn wenn ich einmal in meinem Leben einer großen Mutter gegenübergestanden habe, so war es in dieser Stunde!" — —

Auch in meiner Seele hinterließ die kleine Geschichte einen Stachel. Noch ganz vor kurzem hatte ich ein Kind schreien gehört und hatte nicht ohne Erleichterung gedacht: Gott sei Dank, das ist keines von meinen, ich kann ruhig sitzen bleiben! — Das war klein gedacht und nicht einer Mutter würdig, das fühlte ich jetzt. Die große, die wahre Mutter wird von jedem Leid berührt, ob es ihr eigenes Kind trifft oder ein fremdes. Kinder kriegen bedeutet nicht viel, — erst wenn wir durch unser Mutterschicksal aufgeschlossen werden für alle Leiden und Freuden dieser Welt, erst dann sind wir große Mütter und so, wie Gott uns haben will!

Bethel Marie Schenck

Das Weihnachtsevangelium

mit neuen Zungen

Un tau dei Tid let Kaiser Augustus den Befehl utgewen, all Lüd süllen ni för dei Stüer veranlagt warden. Un desse Stüerveranlagung wir dei irst rwil dei Tid, dat Kyrenius dei Landeshauptmann in Syrienland wir. Dor eist' denn nu jederein in sin Heimat, dormit dat hei sick dor veranlagen let. Un ok Joseph reist' ut dat Land Galiläa, ut dei Stadt Nazareth, nah dat Land Judäa nah David sin Stadt, dei Bethlehem heiten ded, dorüm dat hei ut David sin Hus un Geslecht afstammen ded. Hei müßt sick ok ni inschätzen laten, un sin Fru Maria nehm hei mit. Dei drög 'n Kind unner 'n Harten. Als sei nu dor wiren, dunn wiren ok ehr Dag' dor' un ehr irst lütt Jung würd buren. Un sei wickelt' em in Däuk' in un led em in ne Krüw, denn sei wüßt süs nich, wohen mit em. Un dor wiren Hirers dicht bi up 'n Fell'. Dei wakten nachts bi ehr Haud. Un unsen Herrgott sin Engel kem vör ehr, un 'n hellen Glast von Gott sin Herrlichkeit würd bi ehr uplüchten, un sei kregen grote Bang. Dor säd dei Engel tau ehr: „West nich bang! Hürt! Wat ick jug kund maken will, dat ward ne grote Freud för alle Minschen warden. Denn för jug is hüt dei Heiland buren in David sin Stadt. Dat is dei Herr Christus. Un an dit Teiken sallt ji em kennen: Ji warden 'n lütt Kind finnen, dat trecht wickelt is un in ne Krüw liggen deit." Un mit eins wiren bi den Engel ok gortau veel anner Engel. Dei lawten Gott un süngen dorbi:

„Unsen Gott sall sin Loww in 'n hogen Hewen!
Un Fred ward up dei Jrd för dei Lüd, dei em läuken."

Aus dem Werke des Pastors Ernst Voß in Basedow: „Dat Ni Testament für plattdütsch Lüd in ehr Mudderspraak öwertragen." Hamburg, Rauhes Haus. 3 M.

Zu Haus und in der Fremde

Zu Bojers Romanen: „Die Auswanderer" und „Volk am Meer"

Verspätet erscheint die Anzeige, und doch rechtzeitig. Denn dieses Dichtwerk „Die Auswanderer" *) anzuzeigen, ist noch Zeit genug, und wird es immer sein. Es ist keins von den Büchern, die heute kommen und morgen gehen. Es wird bleiben und fortan zur Weltliteratur gehören, weil es den weltgeschichtlichen Vorwurf der Auswanderung nach Amerika in wahrhaft klassischer Größe behandelt.

Wer Bojer kennt, weiß, wie sehr ihn gerade dieser Stoff reizen mußte. Das Problem von Zivilisation und Kultur, Heute und Gestern, Stadt und Land, Aufstieg des Menschen in eine höhere gesellschaftliche Schicht, Drang ins Weite und Rückkehr zu Heimat und Scholle hat seine Romane immer schon, als Motiv oder Arabeske, stark belebt **). Man denke an den Per Holm des „Großen Hungers", an den „Mann mit den Masken", an das alte Ehepaar in „Dyrendal" und dessen amerikanischen Sohn, auch an den Lorents des „Neuen Tempels" und Gjert des „Volk am Meer". Sie alle entsteigen für eine Weile ihren Fjorden und Buchten, Hütten und Booten, Sonnen und Monden, aber irgendwie nährt sie doch noch Jugend und Heimat; und oft genug geschiehts, daß sie als Wrack von Stadt und Zivilisation, Sehnsucht und Unrast wiedereinkehren in der heimatlichen Bucht, unterschlüpfen in der kleinen Hütte ihrer Kindheit. Bisweilen freilich wirds auch wahr, daß sie auf immer ihrer Heimat und Jugend entschweben, beides nur noch heimlich pflegend im Traum zwischen Tag und Nacht.

1

In den „Auswanderern" gestaltet Bojer ein Freskogemälde größten Formats, in dem die Ferne mächtig lockt, die Heimat aber leise klingt, und so ein wundersamer Zwiegesang das ganze Werk hebt und belebt. Einer kleinen Schar Norweger ländlicher Herkunft wird das Tal zu eng, das Land zu klein, der Boden zu steinig. Sie wandern aus und lassen sich mitten in der Prärie nieder, roden das Land, backen die Lehmhütte, ziehen selbst die Egge, ernten, siegen über Steppenbrand und Schneesturm,

*) Die Auswanderer. Roman von Johan Bojer. München, C. H. Beck 1925. 454 S. 6, geb. 8 M.

**) Vgl. meine Aufsätze 1926 Nr. 24 und 1930 Nr. 13.

kaufen Ochsen, Maschinen, Pferde, roden und roden immer mehr, ernten und ernten immer mehr, bauen ein Kirchlein, sich selbst Wohnhäuser, kommen langsam zu Wohlstand und Ansehen, heiraten, zeugen Kinder — aber durch all dies zähe und starke Vorwärts, durch Säen und Ernten, Roden und Bauen, Werktag und Feiertag klingt leis die Heimatglocke, und am Rand der weiten Steppen, blaut da nicht der Horizont ihrer Fjorde und Wälder? Ach nein, sie träumen wohl nur, Norwegen liegt so weit hinter ihnen, und mag sich auch drob der Per zu Tode härmen. „Dann und wann schrie er auf und bettelte um eine Binde vor den Augen. Die Ebene war es, die Ebene, die Ebene, die ihn ansog, ansog, alles ging im Wirbel vor ihm." — Aber schließlich, was verschlägt's? Sie sind im Garten Eden, schwarz ist die Erde von Fruchtbarkeit, es geht voran, sie halten durch, und verwurzeln sie auch nicht ganz, die zweite Generation tuts sicherlich, spricht amerikanisch, kleidet und bewegt sich amerikanisch, der middle-westerner ist da!

Das alles ist meisterhaft gesehen, abgesehen ists den Grünhörnern und Einwanderern. Wie bedauere ich, den Roman nicht vor meinem Amerikaaufenthalt gelesen zu haben! Es stimmt ja Alles so haargenau: Kampf um die Sprache, Bau der Kirche, Luthertum und Sektenwesen, prohibition und saloon, business und Wohltätigkeit, Frauen und Kinder, Deutsche und Irländer, Freiheit und Wahlrecht.

Ja, das alles ist meisterhaft gesehen. Aber noch ein Etwas steckt in dem Buch — nur Bojer kriegts fertig. Das ist die Menschlichkeit der Gestalten, ihr Mut und Kleinmut, ihre Sehnsucht und Beharrung, ihre Größe und Niedrigkeit. Und über dem allen leuchtet ein kleines, aber ewiges Licht, das Licht von Gottes Barmherzigkeit. Woher er's wohl hat?

2

Von dem „Volk am Meer" *) wandert Niemand aus. Sie alle bleiben in ihren armseligen Hütten wohnen, nähren sich von Stockfisch, Hering, Fladenbrot, fischen und bestellen ihr bißchen Land. Niemand gelangt zu Geld und Ansehen, und wer es doch versucht, wie Per und Gjert, zerbricht an der großen Welt draußen und verliert noch obendrein was er hatte, Erbrecht samt Gesundheit.

Insofern ist auch dieser Roman ein echter Bojer. Die Heimat saugt wie ein Strudel Jedermann, der sich aus dem Wirbel retten will, unwiderstehlich an. Doch selbst, wer der Heimat treu bleibt und sich nur ein wenig anders betten möchte, vielleicht ein Pferd kaufen oder einen Stall anbauen, hat nicht Erfolg. Es bleibt Alles, wie es war, und so wirds auch bleiben. Ists nur ein Zufall, daß die Dichtung schließt: „Und bei Flata sieht er beim Stall Etwas in der Sonne leuchten. Es ist das Balkengerüst für den Anbau, der noch nicht weitergediehen ist." Schon längst war es aufgeschlagen, und weitergedeihen wird es auch später nicht. Um voranzukommen, müßte man wohl auswandern, weitweg, aber das tut Niemand.

So sind sie eingesponnen in ihre kleine Häuslerhütte, essen Fisch, und es riecht nach Teer und Meer. Der alte Paal angelt gelegentlich und kaut Tabak, Mutter Lisbeth füttert die eine Kuh, die sechs Schafe und acht Hühner, sorgt und härmt sich, denn ihrer Tochter Anne samt deren Mann Peter gehts wirklich nicht gut, er hat bankerott gemacht und sie das vierte Kind geboren. Die Martha hat auch ein Kind und ist noch nicht einmal verheiratet. Der Martin ist freilich nur ein Pflegekind, aber man sorgt sich halt doch, wenn er Blut spuckt. Der Gjert — fast hätte er es in der Stadt geschafft — liegt in der Dachkammer auf dem Stroh, ist ein Wrack geworden, höchstens, daß er noch Netze flickt. Wenn zudem der Lehnsmann kommt, Zinsen fordert und das einzige Schwein mitnimmt, wenn das Boot leckt und die Heringe sich heuer rar machen, wenn schließlich das lütte Haus versteigert wird — ja, die gute Mutter Lisbeth hat es wirklich nicht leicht.

Doch Halt: es gibt so viel, wofür man danken kann. Wenn Winter ist, kommen die alten Frauen angeschlurft, stricken Strümpfe für die armen Heidenkinder in Afrika und trinken Kaffee. Und war nicht kürzlich der Emmissär da zu Gemeinschaftsstunden, und hat man nicht die Bibel, das Gesangbuch, die Andacht, Gott im Himmel und den Herrn Jesus Christ? Und das gute Vieh, das einen kennt, den kranken Gjert, für den man so schön sorgen kann? Und schließlich: ist man denn nicht etwa ein ganz großer armer Sünder? Hast du denn schon vergessen, daß du damals den Gjert in Unehren empfingest, und jetzt auch die Tür zu Marthas Zimmer offen ließest, so daß die Burschen bei Nacht einsteigen konnten? „Und so endet es, wie es schon oft geendet hat. Sie dankt dem Herrn dafür, daß er so barmherzig gut ist. Sie sucht nach immer weiteren Gründen, um ihm zu danken. Sicherlich gibt es unendlich viel, wofür sie danken muß. Es ist, als hebe sie Gott in immer größere und größere Himmel hinaus, ihre eigenen Sünden werden ohne Grenzen, aber seine Barmherzigkeit leuchtet vom Morgenrot und bis in das äußerste Meer hinaus. Und als sie schließlich das Vaterunser spricht, hat sich ihr Gemüt so bekehrt, daß das alte Gesicht mit den geschlossenen Augen nur ein einziges, strahlendes Lächeln ist."

Das alte Gesicht nur ein einziges strahlendes Lächeln! Es lächelt durchs ganze Buch hindurch. Und fast Jeder bekommt seinen Schimmer ab. Sie sind ja keineswegs Engel. Die Hinke-Maria schwätzt zu gern, und der Elias Daber kann das Kaven nicht lassen, obwohl der Emmissär gerade so erwecklich gepredigt hat und dort auf dem Fjord noch sein Dampfer zu sehen ist. Der alte Paal könnte wirklich ein bißchen mehr arbeiten, aber er ist ja „so gut Freund mit der Armut", geht stets nur auf Anteil mit den Lofotfischern aus und leistet fröhlichen Herzens die Pflichtarbeit bei dem Grundherrn. Die Jugend steigt immer noch in die nächtlichen Kammern der Mädchen — tanzen tut sie freilich nicht mehr. — O nein, Engel sind sie alle miteinander nicht, aber ein Engel muß sie doch besucht haben. Denn woher sonst ist Paal, der alte Vater, so gut Freund mit der Armut? Und woher ist das Gesicht der alten Mutter Lisbeth nur ein einziges strahlendes Lächeln? Oder ists am Ende gar der Heiland selbst, der in ihrem Herzen Wohnung gemacht hat?

So wandert bei Bojer das eine Volk aus, das andere bleibt zu Haus. Aber Menschen sind und bleiben sie. Und über Allen leuchtet ein kleines, aber ewiges Licht, das Licht von Gottes Barmherzigkeit. Woher er's wohl hat?

Kirchvers Hans Schimmelpfeng

*) Volk am Meer. Roman von Johan Bojer. München, C. H. Beck 1930, 348 S. 5.25, geb. 7 M.

Daniel Greiners Bilderbibel

Das Markus-Evangelium der Greiner-Bibel. Das Lukas-Evangelium. Das Matthäus-Evangelium. Gesamtpreis der Greiner-Bibel 35 Mark. Jugenheim a. d. B., Felsberg-Verlag

Daniel Greiner, der seit Jahren eine Reihe von Bibelbilderbüchern hat ausgehen lassen, ist mit einer Bilderbibel auf den Plan getreten. Sie soll in zwei Bänden die Schriften des Alten und Neuen Bundes außer den Apokryphen umfassen und in etwa zehn Lieferungen erscheinen. Sie beginnt mit dem Neuen Testament, von dem bisher die drei ersten Evangelien vorliegen. Von den meisten anderen Bilderbibeln unterscheidet sie sich schon dadurch, daß sie nur den zu den Bildern gehörigen Text und auch diesen zuweilen mit leichten Verkürzungen und Änderungen bringt; die Verantwortung für die Textgestaltung trägt Wilhelm Lueken in Frankfurt a. M. Die buchtechnische Gestaltung liegt in den Händen von Christian Heinrich Kleukens, von dem auch die in dem Werk verwendete Schrifttype der Mainzer Fraktur stammt.

Wie Greiner seine Aufgabe sich denkt, sagt er selbst: „Ich möchte in meinen Bildern den Geist der Bibel lebendig wieder-

erstehen lassen, wie er sich spiegelt in einem Menschen der Zeit, der nicht davor zurückscheut, auch in die tiefsten Tiefen und Finsternisse der Zeit hinabzusteigen und, erfüllt von ihrer Not, die Frage richtet an diesen Geist, ob er sich auch für uns bewähre als ein kostbares Gut, nicht nur gut für museale Verehrung, sondern als lebendig urzeugende Kraft neuen Menschheitsgestaltens" (CW 1929 Nr. 18). Greiner will weder spezifisch religiösen noch dogmatischen oder konfessionellen Zwecken dienen, sondern den unsterblichen Geisteswert dieses großartigen „Literaturdokuments" auch für unsere Zeit bewähren. Dieses Vorhaben hebt sich sehr deutlich ab gegen die Bilderbibel, die der Idylliker Rudolf Schäfer hervorgebracht hat. Es weht hier eine andere Luft: keine geistliche Besitzerstimmung, sondern ein herbes Ringen um das Wahrhaftige, keine sanfte Friedlichkeit, sondern ein Stoßen und Drängen; nicht die Gnadenreligion steht im Vordergrund, sondern das Ethos des Christentums, wie es Greiner versteht. Und in glücklicher Inkonsequenz bleibt er auch beim bloßen „Literaturdokument" nicht stehen, es könnte doch nur zur Illustration führen; er wäre kein Künstler und kein Interpret der Bibel, wenn ihn sein eigenes Erleben und sein innerer Drang nicht über diesen rationalen Vorbehalt hinaushöbe.

Im Ganzen aber spiegelt sich sein geistiges und künstlerisches Wesen in der Art seines neuen Werkes. Denn neugezeichnet sind diese Holzschnitte — mit Ausnahme einiger älterer Stücke — und so soll es auch fernerhin gehalten werden. Schon die Anlage erfordert bei einem Satzspiegel von 18 × 26 Zentimeter eine Neuformung vertrauter Stoffe. Für seine früher erschienenen Holzschnitte zur Genesis, von denen eine Anzahl in seine Bilderbibel aufgenommen werden soll, hat Greiner am 2. Dezember 1929 beim internationalen Wettbewerb der Gesellschaft zur Förderung der Buchillustration in Frankreich den zweiten Preis zuerkannt erhalten. Damit ist ihm im Ausland eine Anerkennung zu Teil geworden, die ihm im eigenen Lande die Zünftigen bisher meist versagt haben, wobei seine Neigung zum derben und gewaltsamen Strich und die mehr zeichnerische als malerische Haltung mitsprechen mögen. Die Konturen sind auch in der Bilderbibel scharf markiert, doch wird weit mehr als in den Anfängen mit zusammengeballtem Schattenton gearbeitet. Die Umrisse sind, wo die Aufgabe es gestattet, stark bewegt, und auch bei ruhiger Haltung gespannt und mit Energie geladen. Es ist die starke Leidenschaftlichkeit des Künstlers, die in seiner Strichführung nachzittert und seinen Gestalten Intensität und Ausdrückswillen verleiht. Die figürliche Darstellung behauptet den Vorrang, wenn es auch, wie bei einer Buchillustration natürlich und im Wechsel der Entspannung dienlich, an genreartigen Szenen nicht ganz fehlt. Nicht selten ist der Hintergrund ganz unräumlich gegeben, oft aufs einfachste behandelt, zuweilen aber mit Erfolg ins Malerische gesteigert. Der Aufbau ist rhythmisch gegliedert, je nach dem Hoch- oder Breitformat; doch kommt auch ein ganz zerrissener Aspekt vor, der beabsichtigt sein muß, um das Überraschende und durch ihre Plötzlichkeit Bestürzende der Erscheinung des Auferstandenen auszudrücken: aber die Bildeinheit ist verloren. Anderwärts sind zusammengehörige Gruppen in fast statischer Geschlossenheit behandelt. Auf Massenwirkung ist verzichtet, Greiner beschränkt sich auf leicht übersehbare Gruppen, und seine besondere Liebe verweilt beim Einzelbild.

Die drei synoptischen Evangelien sucht er nach ihrer Eigenart, vor allem natürlich nach ihrer Sonderüberlieferung zu charakterisieren. Markus — mit ihm beginnt Greiner sein Neues Testament — enthält 32, Lukas 29 und Matthäus 28 Holzschnitte. Die Hauptklippe für die künstlerische Darstellung ist die häufige Wiederholung des Jesusbildes. Greiners Jesusbilder sind von sehr ungleichem Wert. Seine besten erstreben das Prophetische, mit reformerischem Einschlag. Sie bringen die christliche Aktivität gegenüber der Welt zum Ausdruck. Sie sind von leidenschaftlichem Ernst und unbeugsamer Strenge, doch kennen sie auch das Erbarmen und deuten damit in die Richtung des Heilandhaften. Es ist nicht zu verkennen, daß Greiner sein Jesusbild in der Zeit des „historischen" Jesus innerlich gestaltet hat. Wenn es ihn doch schon früher zu symbolistischen Versuchen zog, so ist dieser Zug unter dem Einfluß der neuen Zeitströmungen jetzt merklich verstärkt. Man braucht daraufhin nur sein neues Matthäusevangelium durchzusehen. Dorther rührt auch das Streben nach abstrakter Stilisierung. Greiners Kunstübung hat aber von Haus aus eine realistische Grundlage, eingeboren ist ihm das Mystische nicht. Und so zieht sein Jesusbild die eigentliche Kraft aus dem Jesus der Evangelien, auch wenn es dessen überzeitliche Bestimmung veranschaulichen will. Und nicht zum Schaden seiner Kunst wirkt dieses geschichtliche Offenbarungsmedium in ihr fort; lassen doch die neueren Versuche, zu einem rein abstrakten Christusbild zu gelangen, erkennen, daß sie auf diesem Wege das Jenseits nicht erreichen, den Boden der Geschichtsreligion aber unter den Füßen verlieren. Greiner hat von Kind auf unter dem Einfluß des Bibelwortes gestanden und es unbewußt in sich aufgenommen, daher haben einzelne Szenen etwas so Herzliches erhalten, daher konnte ihm eine Szene von so schlichter und inniger Empfindung gelingen wie die vom blutflüssigen Weibe. Bei seiner Anlage zum Drastischen ist er in seiner früheren Illustration des Lukasevangeliums mehrmals der Gefahr unterlegen, daß er als Vorkämpfer der unteren Klassen zum Plakatmäßigen und Schreienden gegriffen hat. Dem hat eine bessere Einsicht jetzt einen gewissen Einhalt getan, doch ist es auch jetzt nicht ohne Entgleisung abgegangen. In der Szene „Christus vor Pilatus" (Markus) ist der feiste, grinsende Vertreter der römischen Staatsmacht eine Karrikatur, der Krieger zu seiner Linken trägt die Züge Bismarcks. Dies ist, um nicht mehr zu sagen, politische Tendenz; wenn sie etwa das Gegenstück zu einer vergleichbaren Entgleisung Schäfers sein sollte, so tut dies nichts zur Sache. Der Einbruch der fremden Tendenz rächt sich auch sofort: die königliche Haltung, die Greiner Jesus verleihen will, wirkt markiert, das Ganze wird zum Bühnenbild.

Gerade der unerquickliche Kontrast zeigt aber, wie viel würdiger und höher sonst die Stimmung genommen ist. Greiner selbst glaubt an eine innere Berufung zu seinem Werk, und auch der Fernstehende wird nicht bestreiten, daß hier ein Mensch unserer Tage mit dem Geist des Neuen Testamentes ringt, um aus den Bedrängnissen dieser Zeit heraus mit seinem Griffel einen Hauch des ewigen Wortes aufzuzeichnen.

Marburg Rudolf Günther

Eine neue Lutherausgabe

Martin Luther, Ausgewählte Werke — Schriften, Predigten, Zeugnisse — für die Gemeinde von heute dargeboten und verdolmetscht. Calwer Ausgabe in 6 Bänden. Je um 400 Seiten, geb. 5 M. Stuttgart, Calwer Vereinsbuchhandlung 1930

Die Calwer Lutherausgabe, deren 1. Band soeben erschienen ist, unterscheidet sich von den bisherigen Auswahlsammlungen in zweifacher Hinsicht. Einmal in der getroffenen Wahl der Schriften. Sie verläßt grundsätzlich den geschichtlichen Standpunkt, der vor allem auf solche Lutherschriften blickt, die für den Fortgang der Reformation Luthers besonders bezeichnend sind. Dem geschichtlichen Zweck diente mit betonter Absicht die Münchener Ausgabe von H. H. Borcherdt, aber tatsächlich doch auch weithin die Braunschweiger Ausgabe. Statt dessen ist die Absicht der Herausgeber darauf gerichtet, diejenigen Lutherschriften zu bringen, welche der gegenwärtigen Christenheit das reformatorische Christentum am deutlichsten und unmittelbarsten darstellen. „Luther nicht als religiöser Schriftsteller der Vergangenheit, sondern als Werkzeug der Botschaft Gottes an unser Volk." (Vorwort Band I S. XIV.) Darin hat sie einen an Umfang bescheidenen aber an Wert gewichtigen Vorgänger an Rades Auswahlband. Den historischen Gesichtspunkt läßt nach dem Plan des Ganzen nur der 6. Band ausdrücklich zur Geltung kommen: „Der Reformator im Kampf um sein Werk; Luthers Werden und Wirken im Spiegel eigener Zeugnisse", und etwa noch der 3. Band, sofern er „Predigten des jungen Luther 1516—22" als besondere Gruppe zählt. Das ist gewiß notwendig: denn eben auch der Reformator selbst in seinem Werden und Wirken und Kämpfen ist und bleibt eine Botschaft Gottes an unser Volk. Aber die andere Blickrichtung des Ganzen zeigt sich darin, daß z. B. die Schrift „An den Christlichen Adel" und die Schriften aus dem Bauernkrieg nicht aufgenommen sind, dagegen z. B. der Kommentar zum Galaterbrief. Der 1. und 2. Band („Schriften zur Begründung christlichen Glaubens" — „Schriften zum Aufbau evangelischer Sittlichkeit") sollen den „Bannerträger des Evangeliums" und den „Bahnbrecher christlicher Lebensordnung" schildern, Band 3 („Ausgewählte Predigten") den „Zeugen auf der Kanzel". Band 4 und 5 mit einer Auswahl von Auslegungen alt- und neutestamentlicher Stücke den „Doktor der heiligen Schrift". Die geplante Auswahl der einzelnen Schriften und Predigten mag man dem Prospekt entnehmen, den der Verlag versendet. Es ergibt sich daß auch dem Besitzer einer der anderen kleineren Lutherausgaben hier manches Neue geboten wird. Für die Auswahl haben sich der Herausgeber (Pfarrer Wolfgang Metzger in Bronnweiler, Württemberg) und der Verlag von Professor D. Hirsch beraten lassen. Man wird bei einer Auswahl immer im Einzelnen verschiedener Meinung sein können. Aber was der Name dieses Ratgebers verheißt, scheint die Liste der gewählten Schriften zu bestätigen.

Daß der Verlag (wie er im Prospekt erklärt) die Mitwirkung von Professor Hirsch besonders hoch anschlägt, kann man ihm glauben. Denn — und das ist nun das zweite Neue an dieser Ausgabe — die Behandlung des Luthertextes folgt in der Tat „anderen Grundsätzen als den von ihm in seiner Schrift ‚Luthers deutsche Bibel' entwickelten"! Es ist nämlich hier der sehr ernsthafte Versuch gemacht, Luther zu „übersetzen", auch die deutschen Schriften. Also ein dritter Weg neben den bekannten! Wer den Lutherklang rein hören will, muß zur Weimarer oder von den kleineren zur Bonner Ausgabe greifen. Die (wenigstens unter den Theologen!) vielverbreitete Braunschweiger Ausgabe, ebenso die Münchener Ausgabe und auch Rade, gingen den Mittelweg: Glättung der Lutherſprache, ohne ihren Klang ganz preiszugeben. Die Calwer Ausgabe gibt den Lutherklang ganz auf, um „für das wirkliche Verständnis des Luthergedankens das zu leisten, was eine wissenschaftlich saubere Übersetzung tun kann." Eine Probe aus dem Anfang der Schrift Von der Freiheit eines Christenmenschen:

Bonner Ausgabe	Braunschweiger Ausgabe	Calwer Ausgabe
Czum andern / Dise zwo widderstendige rede / der freyheyt vnd dienstparkeyt zuuornehmen / sollen wir gedencken / das ein yglich Christen mensch ist zweyerley natur / geystlicher vnd leyplicher. Nach der seelen ... Vnd vmb dises vnterschiedis willen werden von yhm gesagt yn der schrifft / die do stracks widdernander seyn / wie ich itzt gesagt / von der freyheyt vnd dienstparkeit.	Zum andern. Diese zwei widerständigen Reden von der Freiheit und Dienstbarkeit zu vernehmen, sollen wir gedenken, daß ein jeglicher Christenmensch zweierlei Natur ist, geistlicher und leiblicher. Nach der Seele... Und um dieses Unterschiedes willen werden von ihm in der Schrift Worte gesagt, die da stracks wider einander sind, wie ich jetzt von der Freiheit und Dienstbarkeit gesagt habe.	Zweitens. Um diese zwei sich widersprechenden Sätze von der Freiheit und Dienstbarkeit zu erfassen, müssen wir daran denken, daß ein jeder Christ zweierlei Naturen an sich hat: eine geistliche und eine leibliche. Im Blick auf die Seele ... Und um dieses Unterschiedes willen wird von ihm in der Schrift gesagt, was sich geradezu widerspricht, wie ich soeben von der Freiheit und der Dienstbarkeit gesprochen habe.

Man kann verstehen, daß ein solches Verfahren dem Freund der Lutherſprache und dem, der weiß oder von Holl oder Hirsch gelernt hat, wie sehr für Luther Sprache und Gedanken zusammengehören, einen schmerzlichen Verzicht bedeutet. Dessen sind sich auch die Urheber der Calwer Ausgabe voll bewußt. Und wer Luther im „Urtext“ lesen kann, soll es tun. Es wird aber bei den Schriften Luthers so wenig wie bei der Bibel geleugnet werden können, daß Viele, besonders (aber nicht nur!) unter den Nichttheologen, den Zugang leichter und Viele überhaupt erst finden, wenn ihnen eine Form sich darbietet, die unserer heutigen Sprache entspricht. Es wäre ja denkbar, daß man ganz radikal verführe und — wie bei der Bibel — so auch bei Luther eine völlige Umformung des Inhalts vornähme, die sich nicht nur auf den Ersatz veralteter Wörter, die Umstellung manchen Satzgefüges, die Einfügung erläuternder Zusätze beschränkte, sondern versuchte, das, was Luther meint, in die Gedankenformen und anschaulichen Bilder unseres heutigen Lebens umzugießen. Aber bei Schriften, welche — trotz allem Abstand des Frühneuhochdeutschen von unserer Sprachgestalt — eben doch deutsch gedacht und gesprochen sind, wäre ein solcher Versuch keine Übertragung, sondern eher ein Kommentar zu nennen, vergleichbar etwa den Versuchen Dr. Christian Geyers, die neutestamentlichen Briefe zu „vergegenwärtigen“. So wird zwar ein überscharfer Kritiker von der einen Seite vielleicht da und dort sagen, daß die „Wacken und Klötze“ erst auf eine solche radikale Weise ganz beseitigt worden wären, und „das Brett“ noch nicht genug „gehobelt“ finden. (Vorwort S. XI.) Und Hirsch seinerseits wird der Meinung sein, Luther sei hier nicht mehr zu hören, so wenig als in der revidierten Bibel von 1913, und bestreiten, daß der „Sendbrief vom Dolmetscher“ hier zum Zeugen und Anwalt aufzurufen sei. Aber dem, der Luther lesen möchte und nicht einen Kommentator, und der Luther lesen möchte, und nicht von unübersteiglichen Hindernissen ausgesperrt bleiben aus dieser Schatzkammer des evangelischen Christen, dem werden die „Übersetzer“ dieser Lutherausgabe ihr Werk zu Dank vollbringen. Daß ein Germanist wie Wilhelm Pfleiderer, der mit Hermann Fischer das „Schwäbische Wörterbuch“ herausgegeben hat, die sprachgeschichtliche Durchsicht übernahm, zeigt, wie ernst es den Herausgebern um die wissenschaftliche Strenge ihrer Methode zu tun ist. Die Übersetzung liest sich gut. Einzelnes wird der Einzelne immer auch einmal anders wünschen. Zum Beispiel: Ist nicht auch S. 78 Zeile 12 v. u. und S. 80 Zeile 18 v. u. „strafen“ durch „rügen“ oder wie S. 82 Zeile 10 v. o. durch „zurechtweisen“ wiederzugeben? Klingt nicht S. 327 Zeile 4 v. o. „läßt ihm recht“ zu hart? S. 330 Zeile 14 v. u. wäre statt „Vorteil“ besser „Gewinn“.

Die Schriften sind begleitet von erläuternden knappen Vor- und Nachbemerkungen, sowie sparsamen Fußnoten, die für den „Laien“ bestimmt sind. (Nebenbei: Fußnote 1 S. 23 hätte wohl richtiger mitgeteilt, daß auch „in der Fassung von Matth. 6“ das Vaterunser von Haus aus nicht mit dem Lobpreis schloß.) Im übrigen liegt die Hilfe für den Leser in der sorgfältigen Gliederung des Stoffs durch ein „Netz“ von Überschriften, die den Gedankeninhalt und Gedankenfortschritt gut deuten — ähnlich wie in der Menge-Bibel.

Den ersten Band eröffnen ein Geleitwort des geistigen Urhebers der Ausgabe, des allzu früh heimgegangenen Stadtpfarrers Ernst Herrmann in Eßlingen, und ein programmatisches Vorwort des Herausgebers. Auf die Ausstattung hat der Verlag erfreuliche Sorgfalt verwendet. Papier, Druck und Einband sind gut. Nur den — an sich scharfen und klaren — Druck der „Vor- und Nachbemerkungen“ wünschte man größer. Der Preis ist bei dieser schönen Gestalt sehr billig — ein Beweis, wie ernst es dem Verlag damit ist, die Auswahl (deren Bände übrigens einzeln käuflich sein sollen) einem weiten Kreis zugänglich zu machen.

So kann man nur wünschen, daß diese Lutherausgabe wirklich „ins Volk“ dringen möge! Auch die Braunschweiger, die so vielen unter uns Älteren, denen die Gesamtausgaben unerschwinglich waren, ihre treuen Dienste getan hat, hat ja einst eine „Volksausgabe“ sein wollen. Möge dieser ihrer Schwester in ihrem schmucken Gewand ein besseres Glück beschieden sein! Die Stunde ist günstig. Und Luther ist uns zwar kein Heiliger und kein Papst, aber er ist doch der, als welchen ihn der erste Band dieser Ausgabe bezeichnet, der „Bannerträger des Evangeliums“. Wenn es doch dieser Ausgabe wirklich gelänge, unsere evangelischen Glaubensgenossen, gerade auch die Nichttheologen, dazu zu bringen, Luther zu lesen! Das Zeug dazu hat sie.

Stuttgart Walther Buder

Evangelisches aus Rom und Neapel

Geschichte der Deutschen evangelischen Gemeinde in Rom 1819–1928. Von D. Dr. Ernst Schubert. 34 Abbildungen. Leipzig, Verlag der Gustav Adolf-Stiftung, 1930. 317 S. 7.50 M.

Aus der Geschichte der evangelischen Gemeinde deutscher Sprache in Neapel. Zu ihrem 100jährigen Jubiläum 1926 im Auftrage des Gemeindevorstandes verfaßt von D. Dr. Ernst Schubert. Neapel, Richter & Co. 1926. 165 S. 4 M.

Wieviele, die heute in Rom im Museo Mussolini, dem aus dem Palazzo Caffarelli geschaffenen Erweiterungsbau der Antikensammlung im Konservatorenpalast auf dem Kapitol, den Raum betreten, in dessen Fußboden ein Stück der Fundamente des Kapitolinischen Jupitertempels freiliegt und in dessen Nischen hellenistische Götterbilder stehen, mögen noch wissen, daß sie sich in der in den Mauern und Wölbungen wesentlich erhaltenen Kapelle befinden, die fast hundert Jahre lang die Stätte des deutschen evangelischen Gottesdienstes in Rom gewesen ist? Aber noch Manche werden mit mir in diesem Raum nur seine unsichtbar gewordene Vergangenheit sehen können. — Eine Geschichte der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rom darf nicht nur bei den vielen evangelischen Deutschen, die selbst in ihr zu Gaste gewesen sind oder zu ihren Gliedern in fernerer oder näherer Vergangenheit persönliche Beziehungen haben, auf Teilnahme rechnen, sondern sie stellt darüber hinaus ein sehr interessantes und lehrreiches Stück moderner Staats- und Kirchengeschichte dar.

Es ist höchst dankenswert, daß D. Schubert (der zehn Jahre vor dem Krieg und fast ebenso lange nach ihm der römischen Gemeinde als Pfarrer gedient hat) die allgemein bedeutsamen Züge der Entwicklung geschickt mit der eigentlichen Gemeindegeschichte verbunden hat. So bietet sein Werk eine überraschende Fülle von geschichtlichen und konfessionskundlichen Einsichten. Wir erleben aus unmittelbarer Nähe mit die letzten Jahrzehnte des Kirchenstaates von seiner Restauration durch den Wiener Kongreß über die Revolution von 1848 und die Reaktion danach bis zu seinem Zusammenbruch im Jahre 1870. Wir beobachten das unsichere Schwanken der päpstlichen Politik zwischen den Forderungen internationaler Diplomatie und eines intransigenten Katholizismus, zwischen geheimer, durch politische Abhängigkeit von den akatholischen Mächten Preußen, England, Rußland gebotener Toleranz und einer durch die Sorge um die Herrschaft des Katholizismus im römischen Volk motivierten Intoleranz, die der Seelsorge an protestantischen Kranken immer wieder die engherzigsten Hemmungen bereitete, jahrzehntelang keine Umfriedigung des protestantischen Friedhofes gestattete und bei der Zensur von Grabschriften Bibelsprüche tilgte, weil dadurch kenntlich geworden wäre, daß auch die Protestanten Christen seien. Wir hören von Bekehrungen romantisch schwärmender, geschickt umworbener Künstler und mit groben Mitteln verlockter Protestanten aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz in den päpstlichen Truppen, hören aber auch von kräftigen Widerständen und gerade in Rom geweckter Kritik am römischen Glauben. Die preußisch-deutsche Diplomatie zieht von Niebuhr und Bunsen, den Gründern der Gemeinde, an vor uns vorüber; überwiegend waren auch ihre Nachfolger fein gebildete und evangelisch gesinnte Männer, die sich wie auch die Träger der preußischen Krone selbst um den Schutz und die Pflege des evangelischen Gemeindelebens in Rom große Verdienste erwarben, wie wechselnd sich auch die politischen Beziehungen zur Kurie gestalteten und wie unsicher und zaghaft, oft von Illusionen verwirrt, ihre Behandlung zuweilen erscheinen will.

Besonders eingehend ist natürlich die Charakteristik der stattlichen Reihe der deutschen Pfarrer in Rom, die auch nach 1870 bis zum Kriegsausbruch der Botschaft angegliedert waren. Es sind Träger bester theologischer Namen unter ihnen, wie R. Rothe, F. A. Tholuck, H. v. d. Goltz. Man kann über die Erfordernisse des dortigen Amtes mancherlei aus den Erfahrungen seiner Inhaber und mit ihnen lernen, das hoffentlich in Zukunft nicht unbeachtet bleibt. Einer der Besten und Erfolgreichsten, H. Abeken, trat in den diplomatischen Dienst über. „Es ist merkwürdig (schreibt er 1842), wie wenige Spuren wirklich lebendiger dogmatischer Weiterentwicklung sich in der (evangelischen) Kirche zeigen. Es ist auf der einen Seite das starre Festhalten am toten

Buchstaben, auf der anderen das allerflüssigste Zersetzen und Auflösen. Das ist kein guter Zustand. ... In die Kirche zu gehen ist eine Pönitenz. Geist hat Keiner, weder göttlichen noch weltlichen ... Was soll das werden?" Man wird nicht finden, daß diese vor bald 100 Jahren geschriebenen Worte überholt sind und ihre Frage gelöst ist.

Die interessanten Mitteilungen über die sogenannte Kapitolinische Liturgie, eine Schöpfung Bunsens, der dazu durch das Common prayer Book angeregt wurde, und ihre wechselnde, überwiegend kritische Beurteilung durch die Besucher des evangelischen Gottesdienstes mögen Freunde liturgischer Erörterungen zur Kenntnis nehmen. Über die Wirren traurigen Angedenkens, die die Errichtung einer eigenen, zum Glück noch vor dem Krieg vollendeten Kirche und die Lösung der Gemeinde von der Botschaft begleiteten, sagt Schubert: mit Recht nur das Unumgängliche aber doch das geschichtlich Wesentliche. Möchte das inhaltreiche und gut geschriebene Buch, dem die G. A. St. eine würdige Ausstattung mit zahlreichen Bildtafeln, zumeist Porträts, gegeben hat, den Sinn für die Aufgabe stärken, die eine Geschichte wie die der römischen Gemeinde, auch und gerade unter den schmerzlich veränderten Verhältnissen der Nachkriegszeit, bedeutet.

Dazu kann für solche, die an den Fragen evangelisch deutschen Auslandslebens mit Liebe und Verantwortung teilnehmen, auch die anziehende Skizze der Geschichte der deutschen Gemeinde in Neapel beitragen. Auch sie erwuchs in der Zeit vor der italienischen Einigung unter dem Schutz der preußischen Gesandtschaft. Bis 1866 war sie eine deutsch- (schweizerisch-) französische Gemeinde, die „in ihrer Einheit keinen anderen Unterschied als den der Sprache kennen" wollte. Ein interessantes Stück ökumenischer Praxis! Die Gemeinde hat sich dann geteilt; aber auch der deutsche Teil ist selbständig geblieben und hat sich nicht einer heimatlichen Landeskirche angeschlossen. — Zur Zeit bestehen wieder deutsche evangelische Gemeinden in Alt-Italien in Florenz, Genua, Mailand, Neapel, Rom, Venedig, dazu in Neu-Italien in Bozen, Meran, Triest, die etwa 4—5000 Deutschen dienen; das ist ein geringer Bruchteil gegenüber der Vorkriegszeit, in der noch Palermo (bis zum Erdbeben 1908 auch Messina) und Bologna deutsche Gemeinden hatten.

Marburg Hans von Soden

Gandhi

Gandhi of India. His own story. An Autobiographie. New-York, The Macmillan Company 1930. 372 p. 10 sh.

Mahatma Gandhi. Mein Leben. Herausgegeben von C. F. Andrews. Übertragen von Hans Reisiger. Inselverlag. 374 S. geb. 7.50 M.

Die Geschichte des größten Wunders, das sich in unserer Zeit begeben hat, ist nun geschrieben worden, von dem, der dazu berufen war.

Gandhi hat uns sein Leben erzählt, und er hat das getan mit seiner ganzen Wahrhaftigkeit und Schlichtheit, so daß man hingerissen wird, diese ungeheueren Geschehnisse ebenso selbstverändlich zu finden wie Er; der sie durch seine fast übermenschliche Sanftmut und Gerechtigkeit möglich machte.

Ein Kind, dem ich einmal versuchte einen Begriff von Gandhis unerhörten Taten zu geben, sah mich verwundert an und fragte: „Ist es denn so schwer, einfach gut zu sein —?" Diese Lebensgeschichte gibt die Antwort auf die Kindesfrage.

Seit an uns Alle das Gebot ergangen ist: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen" hat es immer einzelne Menschen, ja sogar kleine Gruppen von Menschen gegeben, die es ernst nahmen mit diesem Gebot. Aber niemals vor Gandhi ist es freiwillig von einem ganzen Volke zum politischen Programm gemacht worden, zum Zweck der Befreiung von politischer und sozialer Unterdrückung.

Als Gandhi, der erfolgreiche junge Advokat, 1894 nach Südafrika berufen wurde, fand er da Tausende von Indern, die nach Afrika gebracht worden waren, um dort die untergeordneten Arbeiten zu verrichten, und die nun das Leben völlig rechtloser, verachteter, mißhandelter Sklaven führen mußten. — Gandhi war sofort entschlossen, daß seine Landsleute von diesem unwürdigen Joch befreit werden sollten, aber ebenso entschlossen, daß dieses ohne Gewalttätigkeit und Blutvergießen geschehen müsse. Mit beispielloser Geduld und Güte, zugleich aber mit der vollkommenen Furchtlosigkeit, die aus dem Bewußtsein der Gerechtigkeit entspringt, verfocht er die Sache dieser Tausende von unwissenden, hilflosen Unterdrückten. Durch die siegende Macht seines Beispiels schuf er ein Friedensheer aus ihnen, führte sie durch zwanzig Jahre eines Kampfes ohne Waffen, wie die Welt ihn nie zuvor gesehen, zu Freiheit und Recht.

Während dieser Jahre der schwersten Leiden und Verfolgungen ließ er jedesmal, wenn die Unterdrücker in Not gerieten — beim Zulukrieg, bei einer Pest in Johannesburg — seine Leute ihnen aufopfernde Hilfe leisten, als Krankenwärter, als Totengräber, als unermüdliche Arbeiter überall da, wo Andere versagten. Und das Sittengesetz in uns, das Kant ebenso bewunderungswürdig fand wie die ewigen Sterne über uns, bewährte sich, und brachte Gandhi und seinem Volke den Sieg. Daß die Verheißung: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen —" Wahrheit ist, das darf nach Gandhis zwanzigjährigem Krieg und seinem Sieg nun niemals mehr geleugnet werden.

Aber selbst diese unerhörte Leistung scheint gering zu sein mit dem verglichen, was der Mahatma nach seiner Rückkehr, 1914, in Indien unternahm. Hier wurde er der Führer von über dreihundert Millionen von Männern und Frauen in ihrem Kampf für nationale Autonomie. Einzig dastehend unter den nationalen Führern aller Zeiten hat Gandhi auch hier seinen Kämpfern die Weisung gegeben, die uns Allen verständlich sein sollte: „Stecke dein Schwert an seinen Ort!" Ein mißhandeltes und verzweifeltes Volk zur Empörung gegen seine Unterdrücker zu bringen, ist gewiß nicht schwer, aber ein solches Volk zur völligen Widerstandslosigkeit zu erziehen, ja sogar zu dem Äußersten, was dem Menschen zugemutet werden kann: zu hilfsbereiter Feindesliebe, das ist nicht dagewesen, solange Weltgeschichte geschrieben worden ist.

Nicht das geringste Wunder in dieser ganzen wunderbaren Geschichte ist, daß Gandhi damit angefangen hat, die Balken im eigenen Auge Indiens zu beseitigen. Er erklärte, daß kein Volk Gerechtigkeit verlangen dürfe, das selber Millionen der eigenen Volksgenossen als „unberührbar" (Parias) bezeichne.

Wenn wir jetzt, anläßlich der großen Indien-Konferenz, in den Zeitungen lesen müssen: „Am Runden Tisch" der Konferenz säße kein Paria, aber selbst Gandhi würde neben einem solchen nicht sitzen wollen — so zeigt das nur wieder die unverzeihliche Unkenntnis diesem außerordentlichen Manne gegenüber, in dessen Siedlung von Anfang an „unberührbare" Familien aufgenommen wurden und von Gandhi und seiner Frau bedient werden. Daß diese Unkenntnis Gandhis selbst bei den führenden englisch-indischen Staatsmännern besteht, erscheint unbegreiflich.

Den schwersten Fehler in der Beurteilung dieses einzigen Mannes beging England aber nach der Krisis von 1922. Vorher war Gandhi das Wunder gelungen, die ganze Nation zu einer Erhebung gegen die britische Herrschaft zu einigen, die das Imperium in seinen Grundfesten erzittern machte. Der englische Gouverneur Fox sagte damals: „Gandhis Experiment war das gewaltigste der Weltgeschichte, und nur Haaresbreite fehlte am Gelingen." — — Aber unter dem ungeheuren Druck brach das Volk zusammen; es war noch nicht reif für die übermenschlichen Anforderungen des kampflosen Widerstandes. Gandhi kam ins Gefängnis und wurde dort schwer krank. Die erzwungene Ruhe in dieser kritischen Zeit nützte er zur tiefsten geistigen und seelischen Durchdringung seiner Aufgabe. Er machte sich klar, daß es sein Volk nun ebenso läutern müsse von allen Schlacken der Ungerechtigkeit, des Hasses, der Unwahrheit, wie er das an sich selber schon vollbracht hatte. Er mußte es lehren, nur den Geboten der Liebe und der Wahrheit zu gehorchen, ehe er es zur Freiheit und Selbstherrschaft führen durfte. Er überließ nun Anderen das politische Feld und begann selber, in der Zurückgezogenheit seiner Siedlung, diesen seelischen Wiederaufbau. Und jetzt erst wuchs sein Einfluß ins Grenzenlose, jetzt erst wurde er der Seher und Prophet, der geistige Führer der Seelen seines Volkes zu den größten Zielen der Bruderliebe und des Friedens, eines jener zeitlosen religiösen Genies, die die Kraft haben, der Welt ein anderes Gepräge zu geben!

Und gerade in dieser Zeit seines stärksten Einflusses wähnte man in England, Gandhi habe seine Niederlage bejaht, habe sich gebrochen und entmutigt in die Einsamkeit zurückgezogen, sei erledigt, nicht mehr zu fürchten!

Liegt denn ein Fluch auf unserer Zeit, daß kein englischer Staatsmann die Größe hatte, einzusehen, was hier wirklich geschehen muß — dem Mahatma die Hand zu bieten, um Indien, das britische Reich, die Welt zu retten? Indien wird nicht wieder zur Ruhe kommen, aber ohne seinen Führer kann es in einer Empörung auflodern, die den Weltbrand entfesselt.

Gandhi ist immer noch bereit, Indien, England, der Welt, den „Weg des Lebens" zu weisen.

Wird auch diese Hoffnung zunichte werden —?

Dornburg Lili du Bois-Reymond

Bücher und Schriften

für Weihnachten

Der Gottheit lebendiges Kleid. Bilder vom Parallelismus zwischen Natur und Gott. Von Willy Veit. Frankfurt a. M., Englert und Schlosser 1930. 199 S. Qu. 3 M.

Diese Betrachtungen, die das herkömmliche Kleid der Predigtform ganz abgestreift haben, aber doch nichts anderes als Verkündigung des Evangeliums sein wollen, stellen den kühnen und, wie mir scheint, geglückten Versuch dar, alte Wahrheit in neuen Zungen, d. h. in wirklich neuer, origineller Form zu sagen. Was hier verkündigt wird, ist — Gott sei Dank — nichts Neues (das wäre kein Lob), sondern das alte, schlichte Evangelium nach protestantischem Verständnis. Allerdings mehr die Botschaft Jesu als des Paulus, also ohne den Hintergrund des supranaturalen Pessimismus. Eine Auseinandersetzung darüber, ob auf diese Weise die ganze Tiefe und Irrationalität des Evangeliums erschöpft wird, scheint mir unfruchtbar; in einer Zeit, wo über die Elemente des Christentums gerungen wird, muß es erlaubt sein, zu vereinfachen und zu konzentrieren. Aber das Wie der Verkündigung, die Form dieser Betrachtungen, darf auf die Aufmerksamkeit Aller Anspruch erheben, denen die wirksame Darbietung der Heilsbotschaft in der Gegenwart am Herzen liegt. Sehe ich recht, so will Veit etwas von dem verwirklichen, was der Berneuchener Kreis erstrebt, den „gläubigen Realismus"; er will die Wirklichkeit zum Sprechen über Gott bringen, den Sinngehalt der Dinge ans Licht ziehen, mit dem die Natur überall auf Gott hinweist. Gottesoffenbarungen im deutschen Wald und in der Gartenkunst — lauten die Hauptüberschriften, und einige Einzeltitel werden sofort die Eigenart des Verfassers zeigen: Der Waldboden — Wert der Sitte; der Tannenbaum — Harmonie der Seele; die Mistel — Schmarotzertum; das Birkenbäumchen — Anmut und Würde; der Park als Symbol; das Problem des lebendigen Kunstwerkes; Wider Verwilderung und Verstümmelung usw. Diese Verknüpfung der religiösen Wahrheiten mit alltäglichen und vertrauten Erscheinungen und Hervorhebung des Sinnes in einfachen Naturvorgängen und künstlerischen Gestaltungen ist psychologisch als Zwang für den Hörer zu einer religiösen Betrachtungsweise höchst eindringlich. Ich könnte mir denken, daß der Hörer fortan bei jeder Begegnung mit einem dieser Symbole an diesen Sinn erinnert und damit zu einer Vergeistigung seines Naturgenusses angeleitet wird, daß Eichbaum und Tanne, Sumpf und See, der Parkeingang, der Blätterfall im November nach dieser Anleitung wirklich zu Worten Gottes werden.

Sicherlich gehört viel Geschmack dazu, dies im Einzelnen durchzuführen. Nicht Jeder möchte das können. An einigen wenigen Stellen ist auch Veit in die Gefahr des Künstelns verfallen. Aber sie stören den Gesamteindruck nicht, daß hier ein sehr erfreulicher Versuch gemacht ist, für die Verkündigung — ich möchte sagen — neue Medien zu gewinnen. Und ich bin überzeugt, wer diese Betrachtungen gelesen hat, wird sie gewiß nicht leicht wieder vergessen, wie es leider das Schicksal vieler, auch trefflicher Predigten ist, sondern immer wieder durch das sichtbare Symbol auf den unsichtbaren Sinn hingewiesen werden.

Freilich sehe ich auch Gefahren, und Nachahmung dieser Art möchte ich nur solchen empfehlen, die ein untrügliches Feingefühl und genug Strenge gegen spielerische Einfälle besitzen. Eine Gefahr scheint mir, wie bei aller Symbolisierung des religiösen Wahrheitsgehaltes, daß das Unternehmen, den Sinn, den Geist oder das Numinose in der Natur aufzuzeigen, leicht in das Gegenteil umschlägt, nämlich in eine Verdinglichung des Geistes, also in Katholizismus. Die Freude, in allen Dingen eine Offenbarung Gottes zu entdecken, kann dazu verführen, die Dinge selbst zu vergöttlichen, und zu vergessen, daß Natur und Kunst das Göttliche eben doch nur gebrochen widerspiegeln, nicht direkt, sondern indirekt oder, wie man heute sagt, dialektisch. Größer noch ist eine andere Gefahr, wo Natur und Kunst als Offenbarungsmedien benützt werden. Sie sind zeitlos. Zu der besonderen Lage eines Menschen und eines Volkes führt von dort aus keine Brücke. Auf keiner Seite ist diesen Betrachtungen anzumerken, daß sie aus einer Zeit der Zerrüttung und des Verfalles stammen, und daß darin Menschen angeredet sind, die unter schwersten sozialen und politischen Nöten seufzen. Sie bewegen sich sozusagen im luftleeren Raum, abseits vom deutschen Schicksal der Gegenwart. Vielleicht tut gerade das den Menschen wohl, einmal ganz aus dem Gedränge ihres Lebens herausgerissen zu werden, allein ich weiß nicht, ob mit dieser Wohltat auch dem wirklichen Bedürfnis gedient wird und der Hörer nicht zur Teilnahmlosigkeit gegen das Schicksal verführt werden könnte, in das er und vor allem sein Nächster verflochten sind. Erich Foerster

Jesus. Von Professor Dr. med. Köhler, Köln. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 6.50, geb. 8.80 M.

Das Bedeutsame dieses Buches ist, daß ein Nichttheologe, ein Mediziner es geschrieben hat. Wir wissen, daß schon eine Zeit verstrichen ist, als das letzte Jesusbuch erschien. Wenn Köhler meint, ein solches Buch zu schreiben sei sehr schwierig, so meint er nicht die große Arbeit, die er leistete, indem er die theologische Literatur durcharbeitete und sich die Ergebnisse der historisch-kritischen Forschung zu eigen machte. Sondern in dem Bemühen, den Jesus, wie er ihn „erlebte", in die Gegenwart zu stellen, ist ihm die Aufgabe zu groß geworden. Er meint, der Theologe solle ihm nicht von vorherein den Fehdehandschuh zuwerfen. Aber dann durfte er nicht in einem so starken Umfang die theologisch-wissenschaftliche Forschung heranziehen und sich mit ihr auseinandersetzen. Dadurch ist der bedeutungsvollste Abschnitt: „Das Jesusbild und seine Bedeutung in der Gegenwart" zu kurz gekommen. Wenn man das Buch aufschlägt, fällt einem das Titelbild in die Augen, der Thorwaldsensche segnende Jesus. Soll dieses Bild etwa den letzten Abschnitt überschreiben? Es wäre möglich, daß der in der Gegenwart in Unruhe um die letzten Fragen gebrachte Mensch das Buch wegen dieses Bildes weglegen könnte. Denn dieses Bild ist nicht mehr das Jesusbild unserer Zeit. Der Verfasser schreibt, daß „er es nicht gewagt habe, die äußerst anregenden Grundgedanken der radikalen Theologie Karl Barths, Gogartens und Thurneysens (warum nicht gerade Bultmanns, der für die Geschichte der Evangelien doch viel mehr zu sagen hat!) für seinen Darstellungsversuch auszumünzen". Das ist schade. Denn dann hätte seine Arbeit im Teil V „Die Auferstehung und das Jesusbild des Paulus" für den letzten Teil ganz anders vorbereiten können.

Und doch spüren wir in diesem Teil das innere Ringen eines Menschen, der von dem Jesus der Evangelien ergriffen ist. Alle Fragen des gegenwärtigen Lebens werden an ihn herangebracht und von ihm aus beantwortet. Allerdings, sagt Köhler: „Universalität für Weltbetrachtung und Menschheitsziele schließt sein Wesen nicht in sich." „Auch auf dem Gebiet der sittlichen Erkenntnis und der praktischen Ethik will das erst geistig erarbeitet werden, was Jesus gewollt hat." „Wir dürfen doch nicht vergessen, daß die Lebensfragen in Wirklichkeit viel zu verzweigt sind, als daß die aphoristischen Überlieferungen, welche wir den Evangelisten verdanken, genügen könnten, Jesu Gedanken wirklich klar und erschöpfend zu durchschauen." Hier sind die Grenzen des Sehens des Verfassers, was Jesus dem gegenwärtigen Menschen zu bedeuten hat. Aus dem historischen Ergebnis kann die Heilandsfigur nicht allein gesehen werden. Auch nicht, daß „Idee und Gefühl sich zur Bewußtheit zusammenschließen, und ihr Träger steht unter ihrem Bann: Das ist das mystische Geheimnis". Es gibt noch kein Jesusbuch. Aber der große Wert des Buches wird durch diese Einwände nicht gemindert. Das Bedeutsame ist und bleibt, daß ein von ihm Ergriffener redet. Und wer das tut gerade als einer, der außerhalb der Theologie im Leben steht, der redet auch zu Anderen. Carl Walther

Der Meister, wie ihn die Menschen erlebten. Von Eberhard Dennert. Lahr in Baden, Richard Keutel 1930. 228 S. 3.50 M.

Das Buch ist als Protest gegen Emil Ludwigs „Menschensohn" geschrieben und läßt klar erkennen, daß das Neue Testament ein Meisterwerk der Weltliteratur darstellt. Es liest sich wie eine erbauliche Erzählung in der Sprache unserer Zeit. P Balzer

Die bei Jesu waren. Von Elfriede Neumann. Heilbronn, Eugen Salzer 1930. 92 S. 1, geb. 1.50 M.

Beim Lesen dieses innigen und ganz innerlichen Büchleins meint man die Melodie von „Judäa, hochgelobte Stadt, und Bethlehem, geweihte Stätte" leise erklingen zu hören: es stellt uns mitten hinein in jene gebenedeite Zeit, in der Er als Gottmensch unter Menschen wandelte und bringt Ihn uns lebensnahe. Man sollte es allen jungen und auch besinnlichen alten Menschen schenken. P Balzer

Der heilige Augustin. Ein Lebensbild. Von Heinrich Hubert Lesaar. München, J. Kösel und Fr. Pustet 1930. 325 S. 5, geb. 7.50 M.

Eine katholische Gabe zum Jubiläumsjahr. Ohne die Forschung im Einzelnen weiterführen zu wollen, beruht Lesaars Buch, wie dem Kenner manch umsichtig abgewogenes Urteil beweist, auf fleißigem Studium. Die Darstellung ist, wenn auch ohne ausgeprägte Eigenart, so doch leichtflüssig und ansprechend. Man merkt auf jeder Seite, daß Liebe und Verehrung, mehr noch, daß fromme Andacht die Feder geführt hat. Es ist, könnte man sagen, eine Art Heiligenmalerei. Darin liegt gewiß eine Schranke. Der Spannungsreichtum, die inneren Stürme und Nöte, die Tiefen und Untiefen, die unter der geglätteten und beherrschten Außenseite des Bischofs Augustin, der beides zugleich war: ein eminent durchreflektierter Charakter und eine vulkanische Natur, verborgen sind, kommen so nicht recht zur Geltung. In der Hinsicht gibt das Girkonsche Augustinbuch, obschon es vom Individuellen in Augustin fast ganz absieht und vorwiegend die Augustinische Geistigkeit analysiert, weit mehr. Lesaar zeichnet mit sicheren, ein wenig zu zarten Strichen das Bild des heiligen Augustin, wie er in der katholischen Kirche lebt, und wie es uns die trefflichen Reproduktionen meist mittelalterlicher Augustingemälde, die das fein ausgestattete Buch zieren, vor Augen stellen. Es ist nicht etwa unhistorisch, kein bloßer Mythos, durchaus nicht! So etwa wünschte Augustin selber, daß man ihn sähe, vielmehr daß er so wäre. In dies Bild suchte er sich hineinzuleben, dies Bild lebte in seiner Seele und brach auch kräftig — nicht bloß als eine Art Heiligenschein — ins äußere Gehaben und Wirken durch. Es zeigt uns freilich nicht den

wirklichen Augustin — dazu ist es doch zu licht, zu klar und schematisch. Doch den wirklichen Augustin — werden wir ihn jemals zu sehen bekommen? Wilhelm Thimme

Goethe im Bildnis. Eingeleitet und herausgegeben von Hans Wahl (Direktor des Weimarer Goethemuseums). Leipzig, Insel-verlag 1930. 69 S. 102 Abbildungen. Geb. 7.50 M.

Eine wunderschöne Gabe, zum Verständnis Goethes vielleicht mehr beitragend als manche Goethebiographie. Freilich muß man sich in diese Reihe von Abbildungen — nach Ölbildern, Skizzen, Zeichnungen, Silhouetten, Masken, Büsten — liebevoll versenken, verweilen und vergleichen. Wie menschlich schön ist der junge Goethe gewesen, und wie imponierend gewaltig der alte! Und welche Wandlungen hat dieses Gesicht durchgemacht: in der Mitte liegt eine Periode, wo der Glanz der Jugend nicht mehr und die Abgeklärtheit des Alters noch nicht da ist; aus dieser Zeit stammen die fremdartigsten Bilder, aus denen Niemand den Dichter des Götz und des Faust erkennen würde. Unter den Altersbildern unvergleichlich das Porzellantassengemälde von Ludwig Sebbers und die Büste von D'Angers. Und alle diese Abbildungen abgerungen einem Manne, der offenbar höchst ungern eine Sitzung gewährte; ein wahrer Schatz, dessen Sammlung und Wiedergabe dem verdienten Direktor des Goethemuseums zu höchstem Lobe gereicht. Erich Foerster

Unser Onkel Eduard. Erinnerungen an Eduard von Gebhardt. Von Gottfried Kittel. Heilbronn, Eugen Salzer 1930. 4 Bilder. 126 S. Geb. 3 M.

Er ist uns ja von Kindheit an vertraut durch sein Abendmahl, seine Hochzeit zu Kana und durch viele köstliche Bildnisse. Hier wird er uns als Mensch nahe gebracht vom Gatten seiner Pflegetochter und Nichte Ella von Gebhardt, dem Pfarrer von Altencelle Gottfried Kittel. Einst hat Kittel dem Bräutigam der Hochzeit zu Kana als Modell gedient, während die Braut im Bilde eben jene Nichte Gebhardts war. Gern lassen wir uns vom Verfasser nun einführen in „Onkel Eduards" Haus und Familie, noch lieber in seine ursprüngliche, quellfrische Art! Am ehesten möchte ich sie dem Wesen Wilhelms von Kügelgen vergleichen, wie es uns entgegentritt in dessen köstlichen „Erinnerungen eines alten Mannes" und noch lebendiger und intimer in dessen Briefbänden. Nicht nur den Malerberuf hat Gebhardt mit W. v. Kügelgen gemeinsam; sie sind Beide Baltensöhne, denen Deutschland zur Heimat geworden ist, Beide aber haben ihre großzügige, kraftvolle Baltenart nie verleugnet, Beide sind fromme Männer ohne Enge und Aufdringlichkeit und weihen dadurch ihre Kunst, ohne die Freude an jeder Erdenschönheit einzubüßen. Wie blitzt ein erfrischender Humor auch aus Gebhardts Äußerungen! Z. B. auf eine Schülerfrage nach der Technik der „herrlichen alten Meister" die Antwort: „sie haben eben mit Spiritus gemalt."

Markante Stellen aus seinen Briefen, meist an die Familie Kittel gerichtet, sind abgedruckt und ergänzen reizvoll die Familienerinnerungen, aus denen der Verfasser schöpft.

Der vierjährige Knabe offenbart sein Talent, indem er zu allgemeiner Überraschung die Gesichter der versammelten Familie mit Kreide unverkennbar auf den Fußboden zeichnet. Den Mann lockt es immer wieder, die markigen Gesichter des esthnischen Landvolks auf die Leinwand zu bringen, Modelle zu seinen biblischen Gestalten. Diese Gestalten kleidet er nach der Sitte des Reformationszeitalters, die ihm als Höhenlage des deutschen Glaubenslebens am würdigsten dazu erschien. Seine Gattin hat treulich an seinem Leben teilgenommen, und oft hat er sogar im künstlerischen Schaffen sich ihrem Urteil gebeugt. Kurz nach der silbernen Hochzeit mußte er sie hergeben, und sein einziger Sohn wurde ihm mit 34 Jahren entrissen, zwei Jahre später die jüngere, verheiratete Tochter, — so daß er 27 lange Jahre nur an der Seite der treusorgenden älteren Tochter verlebt hat. Seine Arbeit war ihm Freude und Trost bis ins hohe Alter. „Wer nicht arbeitet, der wird verrückt"; „wenn ich ruhig arbeiten kann, ist mir alles Andere Wurscht." Mit 74 Jahren, „krummbucklig", malte er „im Auftrag des Ministers" ein Bild von drei Meter Höhe, „muß beständig auf den Tisch und die Leiter hinauf und hinab — das macht wieder behender." Mit 80 Jahren mußte er noch einmal straff an die Arbeit in der Inflation, um für die kränkliche Tochter und die Großkinder das tägliche Brot zu schaffen. Und doch war er längst der berühmte Professor, dessen Haus sogar die französische Besatzung ehrerbietig schonte, der Ehrendoktor in zwei Fakultäten und Mitglied von vier Akademien, daneben „Exzellenz" — pour le merite.

Doch waren ihm diese Ehrungen „Hekuba", wie auch „alle Philosophie" ebenso. Hingegen zog es ihn stark zur Theologie, oder besser zum lebendigen Christentum. Er hielt sich zu den Gottesdiensten der kleinen altlutherischen Gemeinde in Düsseldorf, ohne andere evangelische Richtungen zu meiden, und übte gelegentlich offene Kritik, aber immer in ehrerbietigem Ton der Liebe. „Auch diejenigen, die sich Christen im engeren Sinne des Wortes nennen, sind noch so sehr gefangen in gegenchristlichem Wesen, daß sich auch von richtig destillierten Christen nicht viel Aufhebens machen läßt." „Es ist gefährlich, sich mit einer Portion Rechtgläubigkeit zu begnügen. ... An den Früchten soll man den Baum erkennen. ... Aber sag, wie halten die Leute ohne Dogmen, ohne Symbole die Kanzeln frei von aberwitziger Phantasterei? Wie schützen sie die Gemeinde vor Gefühlsduselei ohne diesen festen Kern?" „Die Religion bleibt immer der eigentliche feste Kern der Theologie." „Selbstverleugnung gehört zur Schwadron der systematisch karrikierten Bibelworte. Die Liebe ist das Glück der Selbstlosigkeit; Selbstverleugnung klingt wie ein schwerer Jammer. Ebenso kann ich mich ärgern, wenn von Opfer des Gebets usw. geredet und gedichtet wird. Dann wäre ja Essen, Trinken, Atmen, Singen auch ein Opfer, am Ende gar auch Predigen und Malen. Was zur Reife gekommen ist, muß doch heraus, wie der Apfel vom Baum fällt, wenn er reif ist." „Die Welt mit ihrer Zeiteinteilung, die liegt nun in der Ewigkeit drin, wie die Rosine im Weißbrot." „Wenn ein Mensch sein Leben lang im Kerker gesessen hat und hat das Wasser nur in einem Glase gesehen, welches Bild würde er sich durch Grübeln und Schlüsse vom Weltmeer machen? Er hat ein Blatt gesehen und sucht sich nun ein Bild vom Urwald zu machen. Viel unzulänglicher wird das Bild sein, das wir durch den Spiegel im dunkeln Wort zu sehen meinen. Das ist sehr untheologisch gedacht — nur für meinen Privatgebrauch." „In meinem hohen Alter (mit 87 Jahren), wo man dasitzt und darauf warten muß, alte Schulden zu decken, da drücken einen die Schulden erst recht; denn man sieht, daß unsere Schulden Zinsen getragen haben und, was das Schlimmste ist, die Kinder müssen für die Schulden aufkommen. Ihnen gut zu machen, was man versäumt hat, wer das könnte!" Dies sind Worte aus seinem letzten „Großvatergruß" an die Familie Kittel.

„Vater wird uns das Lachen nicht übelnehmen, er würde mit uns lachen" — sagte mit Recht die Tochter kurz vor der Beerdigungsfeier, als die Familie sich in die Erinnerung seines ernsten und doch so heiteren Lebens miteinander vertiefte in dankbarer Liebe zu ihrem Oberhaupt.

So ist es also das erhebende und erwärmende Bild eines großen Künstlers und bedeutenden Mannes und was mehr ist — eines echten Christen, das uns der feinsinnige Verfasser mit dem liebevollen Verständnis eines nahen Verwandten gezeichnet hat. Wir schulden ihm Dank dafür und zweifeln nicht, daß „Onkel Eduard" im deutschen Haus sich einen Ehrenplatz erobern wird neben seinem älteren Bruder, dem im gleichen Verlage erschienenen „Onkel Hermann" der Monika Hunnius. Julie Weizsäcker

---

Stimme. Eine Sammlung von Aufsätzen. Von E. G. Kolbenheyer. München, Georg Müller 1930. 173 S. Geb. 6.50 M.

Stunde der Zeit — Stunde der Kunst — sind die beiden Teile des Buches, das dennoch die Einheit ist, eben in der „Stimme", die da ruft. Immer ist eine Stimme im Wind der Welt ... wer vernimmt sie? Hier ist sie Wort und Warnung geworden, Schicksalsstimme der Deutschen, und wer das unendliche Wort hier und da und je und dann anders deuten möchte, wird dennoch den Ernst und die Treue tief in sich verstehen.

Kolbenheyer begründet immer aus tief philosophischem Denken, aus der Systematik seiner „Bauhütte". Naturalistischen Konservatismus wünscht er, weil er uns not tut. Wurzelung, bewußte Gründung in uns selbst — nicht für das kaiserliche Deutschland von einst, das ja doch tatsächlich längst gestorben war, ehe es äußerlich zusammenbrach. Aber wir können uns aus unserem Ursein erfüllen! Nicht klagen, sondern tragen! Kein Rache planen aber überwinden! Vor allem tut der Glaube an Deutschland wohl! Und eben in dieser Sachlichkeit, die mehr als Optimismus, die zwangsläufige Notwendigkeit ist, wurzeln beide Teile des Buches, das zur Verantwortung ruft und zu tapferer Aktivität der Seele und des Geistes, zur eigentlichen Tat!

Erich Bockemühl

Tatsachen. Von Henry Barbusse. Mit Vorrede von Ernst Toller. Berlin, Neuer Deutscher Verlag 1929. 244 S. Geb. 4 M.

„Der Name Barbusse ist uns teuer" sagt Ernst Toller in seiner Vorrede. Das ist er uns, weil er seinen großen Roman vom Krieg „Das Feuer" zu einer Zeit schrieb, als die Völker noch nicht aus der Narkose aufgewacht waren, in die sie der Kriegsausbruch 1914 versetzt hatte und in der sie jenes fürchterliche Schlachten für ein hehres Unterfangen hielten. Aber der Name Barbusse ist auch mit anderen Werken verknüpft. Da ist z. B. die „Hölle", ein Buch von explizitem Naturalismus, in dem der Geist und eine etwaige Idee sich hinter der beigetretenen optischen Analyse sexueller Vorgänge verkriecht. Und da ist jetzt dieses Buch „Tatsachen", das uns diesen eigenartigen Schriftsteller wieder von einer anderen Seite zeigt. Das Gemeinsame aller Bücher von Barbusse ist jene Art schlagkräftiger Polemik, die in der Form der Tatsachenschilderung aufrührt, auch den, der sich mit der proklamierten Idee nicht einverstanden erklärt. Im „Feuer" war es die Idee des Friedens, und zwar des im Augenblick (1917) notwendigen Frieden, ohne daß sich Barbusse mit der pazifistischen Idee, etwa eines Quidde, indentifiziert hätte.

Hier in dem vorliegenden Buch ist es die Idee der Freiheit und zwar der proletarischen Befreiung von dem Joch und den Auswüchsen und der Korruption kapitalistischer Staats- und Wirtschaftsgebilde. Die „Tatsachen", kleine Berichte aus der Wirklichkeit, Photographien, in der schönen aufrichtigen hellen Ton-

art geschrieben, die wir von Barbusse kennen, packen uns, entzünden in uns die Flamme des Protestes, treiben auf zu Empörung und Zorn. Aber — — ja diesem „Aber" schneidet Barbusse sogleich im Vorwort die Rede ab: es sind nicht Einzelfälle, sondern vertausendfacht ergeben sie erst die Wirklichkeit. Das stimmt. Denn die Wirklichkeit ist noch tausendfach grausamer, als sie den am realistischsten sehenden Augen erscheint. Und doch steckt hinter diesen „Tatsachen" ein literarischer Idealismus, ein Utopismus des Dichters Barbusse. Denn mit der Niederringung kapitalistischer Korruption ist nicht das Paradies der kommunistischen Ideen erreicht, sondern nur die rauhe Wirklichkeit der sowjetistischen Freiheit, die um ein Geschwür zu bekämpfen, das ganze Bein abschneidet. Der verwirklichte Kommunismus ist ein System. „Es geschieht tausendmal mehr Gewalt und Roheit zwischen Himmel und Erde, als die Öffentlichkeit gemeinhin annimmt." Das gilt: aber es gilt — und muß gelten — auch für Rußland, wo zwar der Aufschwung zur Freiheit der großen Masse geschehen ist dafür aber nun die kleinere Masse mit „barbarischen Methoden regiert und unterdrückt wird", — was festgestellt werden muß, wenn auch mit Einschränkung, daß die Wellen eines Sturmes wie der russischen Revolution nicht milde und gerecht angespült kommen können, und die Quäker eines Aufbaus, wie des russischen Sowjetaufbaus, nicht mit Glacéhandschuhen, sondern mit Arbeiterfäusten aneinandergefügt werden müssen. Hans E Friedrich

Farbig und Weiß. Rassen-, Kolonial- und Kulturfragen. Von Wilhelm Mensching. Wernigerode, Hans Harder Verlag 1930. 224 S. Geb. 5.50 M.

Religion, Rasse, Kolonien. Ein Beitrag zur Kolonialfrage. Von Wilhelm Mensching. Berlin-Lübars, Quäker-Verlag 1929. 24 S. 75 Pfg.

Unsre Leser kennen den Verfasser. Die an zweiter Stelle genannte Schrift ist ein erweiterter Sonderdruck des in CW 1929 Nr. 6 und 7 erschienenen Vortrags. Das zuerst genannte Buch enthält viel Aufregendes; es schließt mit dem Kapitel: „Und morgen?" R

Furche-Almanach auf das Jahr 1931. Berlin, Furche-Verlag 190 S. 1.80 M.

Diese Seitenzahl gilt nur für die „Beigabe": **Der Heliand.** Man bekommt also zu all der wertvollen Reklame des Verlags den ganzen „Heliand" hinzu in der Übertragung von Simrock mit Bildern von Stroever. Auch so ein Almanach, wie man sich ihn gern gefallen läßt in seiner Gediegenheit und Billigkeit. — Nebenbei: unbegreiflich, wie nach der blutigen Missionierung durch Karl den Großen nach nur dreißig Jahren das Sachsenvolk dem Heiland und uns dieses Lied schenken konnte. R

Gibt der Welt einen neuen Schein. Weihnachtsalmanach. Heilbronn, Eugen Salzer 1930. 144 S. 80 Pfg.

Das schöne Morgenlicht. Weihnachtsgeschichten. 11.—15. Tausend. Von Paul Jaeger. Ebenda 1930. 128 S. 1.20 M.

Tröst' mir mein Gemüte. Ein Weihnachtsbuch von Joseph Wittig. Ebenda 1930. 214 S. 4 M.

Hermann Oeser. Eine Darstellung. Von Ernst Jenny. Ebenda 1930. 208 S. 2.50, geb. 4 M.

Diese Almanache sind etwas sehr Hübsches, wo sie, wie hier, darauf ausgehen, lauter in sich ganze Stücke zu bieten. Das goldne Büchlein Eugen Salzers gibt guten Rat.

Joseph Wittig ist nun auch bei Salzer eingekehrt. Wir kennen ihn. Und den Paul Jaeger auch. Dieser hat nun in unsern Spalten Hermann Oesers Erbe angetreten. Von 1892 an versorgte uns dieser mit dem erwünschten Genre: „Sein Weihnachtsabend" das erste Stück, und nicht das schlechteste. Seit 1891 war er unser Mitarbeiter: kaum etwas Andres habe ich in jenen Anfangsjahren als einen Triumph der ‚Christlichen Welt' empfunden wie das persönlich vollkommen unmittelbare Eintreten Oesers in unsern Kreis, eines Fremden und nun so ganz Gewonnenen, da er mir plötzlich sein erstes ‚Archemoros'-Manuskript schickte. Er konnte noch Andres als Weihnachtsgeschichten ersinnen. Wie tief er damals auf viele, besonders jugendliche Gemüter gewirkt hat, immer hatte man das Gefühl, daß in ihm noch mehr war, als seine Wirkung: stand er an der rechten Stelle? Aber es war auch nicht so einfach, ihm ganz gerecht zu werden. Um so dankenswerter das Charakterbild von Jenny; ich finde es erstaunlich, wie er ihn in seinem ganzen Reichtum zu umfassen und darzustellen vermocht hat. R

Lebensanfänge. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. Von Gertrud Prellwitz. Oberhof, Thüringen, Maien-Verlag 1930. 86 S. bro. 2, Lw. 3 M.

Ein köstliches Geschenk der ewig jungen Sechzigjährigen für ihre vielen Freunde, dem hoffentlich recht bald die vollständige Geschichte ihrer inneren und äußeren Entwicklung, ihres großen Wunders „Leben" folgen wird. Ihr herrlicher Glaube an die endliche Erneuerung der Menschheit, an eine kommende neue Kultur der Innerlichkeit, an die „Weihekultur", der sie mit ihrem ganzen Wesen und allen Kräften dient, kann sicherlich in jungen und alten Menschen den Willen erwecken, je nach ihren Gaben, dem gleichen Ziele zuzustreben. P Baltzer

Die Schwestern Bardua. Bilder aus dem Gesellschafts-, Kunst- und Geistesleben der Biedermeierzeit. Herausgegeben von Johannes Wermer. Leipzig, Koehler und Amelang 1929. 336 S. 10 M.

Der Herausgeber der Lebenserinnerungen Wilhelm von Kügelgens beschert uns hier ein neues Memoirenwerk, zusammengestellt aus Aufzeichnungen von Wilhelmine Bardua, der Schwester der Malerin Carolina Bardua, die Goethe, Gerhard von Kügelgen und Kaspar David Friedrich schätzten, über ihr und ihrer Schwestern Leben in Ballenstedt und Berlin. Die gemütvollen, scharf beobachtenden, in anmutigem Plauderstil geschriebenen Blätter bieten das vollkommenste Spiegelbild der Biedermeierzeit; die Lektüre bedeutet ein erbauliches Ausruhen von der Unrast unserer Zeit. Die lebensvollen Schilderungen geistig, künstlerisch und gesellschaftlich hervorragender Menschen (auch Theologen), mit denen die Schwestern nahen Verkehr hatten, von Goethe und Bettina, Savigny u. A. bis zu Geibel und Herman Grimm, machen das Buch zu einer reichen kulturgeschichtlichen Fundgrube. Zahlreiche Bilderbeigaben vermitteln von Carolinens Kunst einen vollen Eindruck. Gustav Krüger

Von Leuthart Ehrfrieds Wallen und Weilen: Eine Heimaterzählung von Bruno Goldschmit. Mit Bildern von Kunstmaler August Köhler. Gauting bei München, H. A. Berg 1930. 433 S. Quart. 14 M.

Ein gutes Heimat- und Volksbuch. Es erzählt, wie der Schwarzwälderbub vom Ochsenkopf, der Sohn des Schmiedes, durch schöne und schwere Tage, in Berührung mit guten und bösen Menschen in der Kindheit, im Seminar und im ersten Amt, sein Ziel erreicht, ein rechter christlicher Lehrer zu werden, im Bund mit der Steudellene, die er einst als ein schwaches Kind auf dem Geißenwagen in die Schule gefahren hatte. Wohltuend unmodern ist die anheimelnde Sprache und die ganze an den Landsmann J. P. Hebel gemahnende Darstellung samt den ähnlich gehaltenen bunten Bildern. Es weht unaufringlich in dem von religiösen Liedern und von kleinen frommen Reflexionen durchzogenen Buch ein guter christlicher Geist im Sinne der alten badischen Frömmigkeit. Friedrich Niebergall

Heiligenbronn und andere Geschichten. Von Gustav Weißhardt. (Höhenweg-Bücherei.) Stuttgart, Quell-Verlag der Evangelischen Gesellschaft 1930. 84 S. 1.30, geb. 1.60 M.

Ein liebenswertes Büchlein von hohem sittlichen Ernst und gelegentlich feinem Humor. Sehr geeignet für Familien-, Volks- und Schülerbibliotheken. P Baltzer

Die Liebesgeschichte einer Wildgans. Von Bengt Berg. Berlin, Dietrich Reimer 1930. 142 S. 81 Abbildungen. Geb. 8 M.

Der Titel ist keine Sensation und noch weniger ein Spott. Die Geschichte ist nicht erdacht oder erdichtet, sondern naturwissenschaftliche Wirklichkeit. Naturwissenschaftlich immerhin: feinste, subtilste Beobachtung, verständnis-inniges Wissen und Erkennen. Aber Kraft und Licht dieses Buches kommen aus dem Herzen, aus der gar nicht subtilen, sondern fast kosmischen Liebe zu Natur und Welt. Und in dieser Liebe, in diesem leidenschaftlichen Interesse — alles Andere als Liebhaberei — liegt die Fähigkeit, zu gestalten und das Leben dieser Insel und seiner wilden und alles Andere als dummen Gänse durch Kamera und Wort dem Leser zum starken Erlebnis zu machen. Erich Bockemühl

Doktor Fofumoff. Von Grete Coellen. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1930. 311 S. 4.50, geb. 6.50 M.

Dies Erstlingswerk ist eine ungewöhnliche Leistung. Wenn auch ein expressionistischer Stil in den Eingangskapiteln nicht ganz echt wirkt, so findet er doch sein Korrelat an dem mächtigen Vorwurf des Buches, der im Problem des Vatertums (nicht der Vaterschaft) besteht.

Ein russischer Landarzt lebt seinem Beruf so sehr, daß sich ihm die Beziehung zu den Kindern und zur Frau lockert. Er gerät in eine Vereinzelung, die erst dadurch recht hoffnungslos wird, daß er sich ihrer kaum bewußt ist und an ihr auch wenig persönliche Schuld trägt. Schicksalhaft bricht das Verhängnis über ihn herein. Seine schuldverstrickte Vereinzelung tritt schließlich in sein Bewußtsein und treibt ihn zu dem Entschluß, sich auszulöschen. Freilich kommt es nicht dazu, die Familie und er erkennen sich beide als in der Schuld stehend, und ein neues Leben tut sich vor ihnen auf. Meisterhaft ist geschildert, wie sich der Kreis um den Vater langsam schließt und wie ein Entrinnen kaum möglich erscheint. Freilich hätte die Dichterin noch deutlicher machen können, inwiefern die Verheißung neuen Lebens, begründet in einer überpersönlichen Gegenkraft zum Verhängnis, nicht einfach psychologisch-innermenschlich faßbar ist. Hans Schimmelpfeng

Die Delphine. Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Von Felix Timmermanns. Mit Zeichnungen des Dichters. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Leipzig, Inselverlag 1930. 265 S. Geb. 7 M.

Wer Freude an einem echten, aber etwas grimmigen Humor hat, wird diese Erzählung von der Stammtischrunde im „Delphin" in der holländischen Kleinstadt und ihren mancherlei lustigen und ernsten Liebeserlebnissen mit behaglichem Schmunzeln lesen. Er

wird sich gerne von ihrer praktischen Philosophie sagen lassen und mit ihnen und über sie lachen, bisweilen auch gerührt sein, bisweilen über ihre Narrheiten und Tollheiten den Kopf schütteln und es am Schluß sehr natürlich finden, daß der treue Freier endlich nach jahrelangem vergeblichen Warten seine schnöde und eingebildete Angebetete in die Arme schließen darf! Erich Foerster

Stefan George. Gedichte. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Friedrich Wolters. Breslau, Ferdinand Hirt (Deutsche Sammlung) 1930. 65 S. Geb. 1 M.

Es mag zwar nicht im Sinne des Dichters George sein, allzu populär zu werden, da sich bis heute — seinem Willen gemäß — um ihn nur eine Schar ausgewählter Jünger gesammelt hat, die große Masse des Volkes aber und auch die kleinere Masse der Literatur-Freunde und -Beflissenen vom Wesen und Werk dieses Mannes nicht gar viel wissen. Aber doch möchten wir es sehr begrüßen, daß hier ein Berufener, einer der Freunde selbst, eine Auswahl der Gedichte hinlegt, die sowohl in Wahl als auch in Aufmachung und Preis denen gewidmet zu sein scheint, die diesen selbstwilligen und unmodischen Dichter kennen lernen möchten. Denn es fällt dem Ungeweihten schwer aus der Fülle Georgescher Lyrik das herauszufinden, was vielleicht das Nächstliegende oder Verständlichste, das Greifbarste ist. Friedrich Wolters, der die Auswahl besorgte, starb in diesem Frühjahr, und so mag man diese Auswahl Georgescher Lyrik als den Grabstein seines, dem Dichter mehr oder weniger vollständig gewidmeten Lebens betrachten. Hans E Friedrich

Fortunat. Eine Sonnensage. Von Siegfried von der Trenck. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1931. 167 S. 3, geb. 5 M.

Rechne ab mit den Gewalten
in dir, um dich. Sie ergeben
Zweierlei: wirst du das Leben,
wird das Leben dich gestalten?

Diese Verse Richard Dehmels klingen als Leitmotiv an bei dem neuen Dichtwerk des Neuerweckers mythischer Dichtung. Wieder ist, wie immer bei Siegfried von der Trenck, der Gegensatz von Trieb und Geist der innere Kern seiner Dichtung. Die Zeugungskraft und Leidenschaft, das Sich an die Welt und an das Weib verschwenden, wird in seltsam leuchtender Neudurchblutung der alten Sage als Weg zum Reifwerden der Seele geschaut, der Seele, die in des Fortunatus Goldsäckel versinnbildlicht ist. Eigenartig und kraftvoll ist die Ausdrucksgewalt und Sprachfülle des Dichters, die, ähnlich wie im zweiten Teil des Faust, für jede neue Stufe der Gestaltung ein neues, ihr angemessenes Versmaß verwendet. Dadurch wird der Eindruck der Fülle dieser Welt verstärkt, an der durch Lieben, Leiden, Kämpfen der Held reift. Denn die Sonnenkraft der Seele, das Goldsäckel, setzt sich in allem Ringen sieghaft durch. Also eine tiefgefühlte Neuformung des alten arischen Sonnenmythos, ohne antiquarische Gelehrsamkeit dichterisch neu ergriffen und gestaltet. Albert Mühlmeister

Der Tyrann der Welt. Ahasver und der Wanderer. Symphonische Dichtung in dramatischen Bildern. Von Eberhard Dennert. Lahr in Baden, Richard Keutel 1930. 143 S. 2.50, geb. 3.50 M.

Der Verfasser führt hier den Kampf des Lichtes (verkörpert in der Gestalt des „Wanderers", d. i. Johannes) und der Finsternis (verkörpert in Ahasver) in dramatischen Bildern vor. Eine Schar von Jünglingen verschreibt sich dem Ahasver, der ihnen Unsterblichkeit verleiht. Im Mittelpunkt des Ganzen steht die dämonische Macht des Geldes, das die Welt regiert. Die Folgen sind Weltkrieg und Revolution. Nach hundert Jahren treffen die Jünglinge, als uralte Männer den Tod herbeisehnend, sich wieder. Der „Wanderer" bricht, vermöge der Christusliebe, Ahasvers Zauberbann und erlöst die Gestalten von der Last des Lebens. P Balzer

Dank des Lebens. Gedichte von Erika Mitterer. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1930. 98 S. 3, geb. 4.50 M.

Ihre ersten Gedichte veröffentlichte diese junge Wienerin vor wenigen Jahren in einer Anthologie, die St. Zweig und Kl. Mann herausgegeben haben. Sie fiel nicht besonders auf in diesem schmalen Band, in dem das Verkrampfte das ehrlich Gewachsene zudeckte. Man hatte ihren Namen wie alle die andern bald wieder vergessen. Jetzt schenkt sie uns die erste selbständige Sammlung ihrer Gedichte, die uns mit Ehrfurcht vor diesem Leben und mit Freude über die gestaltende Kraft erfüllt.

Die Stationen, die hier im Wort verdichtet sind, ohne Verrat des Herzens zu sein, gehören in das Leben junger Menschen, für die diese Verse geschrieben sind und die sie um solcher Nähe willen am meisten lieben werden. Zwischen weit voneinander strebenden Polen ist dieses Leben ausgespannt, das, indem es sich dichtet, sich selbst noch einmal segnet: zwischen beglückendem Rausch, der in dem ersten Begegnen zweier Menschen liegt, „Entwandlung in ein fremdes Sein", „Schmerz des Einander-nicht-halten-könnens", „Müdigkeit des Herzens", Sturz in Taumel und Selbstvergessen und, noch mitten in Qual und Schmerzen, leisem Erwachen und Sich-bereithalten für ein Neues, Ungeahntes. Das Buch ist trotz allen Leides ein einziger jubelnder Dank an die Unendlichkeit jener Liebe, die alle Höhen und Tiefen des Herzens löst und selbst über ewige Fernen hin den Andern noch sucht und findet. Man wird immer wieder in diesen Versen lesen müssen, um ihre Weite, ihre feine Rundung und ihre Schwere ganz zu erfassen, die in solcher Glut und Herbheit nur eine junge Frau schreiben konnte.

Erika Mitterer hat sich mit einem Schritt unter die ersten Lyriker unserer Gegenwart gestellt. Aber um unserer Liebe und Verehrung willen möchten wir auf ihr reifstes Werk noch warten. Denn mit der schmerzlich-entsagungsvollen, immer noch meist hinter sich schauenden Hinwendung zum Ganzen des Lebens kann dieser Weg nicht zu Ende sein. Mit dem ganzen Segen ihrer vergangenen Tage wird sie sich dem Gegenwärtigen und Zukünftigen zukehren. Dann werden ihre Sprache, ihre Bilder unauslöschlich sein. Walther Fuchs

Deutsche Weihnachten. Kaiserslautern, Evangelischer Verein für die Pfalz. 132 S. 1.50 M.

Alte und neue Weihnachtslieder, ein Krippenlied mit Noten aus dem 17. Jahrhundert, kleine Erzählungen und Abhandlungen, die nach Straßburg und ins Elsaß führen, ein gutes gediegenes Weihnachtsbüchlein. Dora Rade

Geistliche Zwiegesänge 1547. Von Kaspar Othmayr. Erster Teil, herausgegeben von Walther Lipphardt.

Alte deutsche Weihnachtsgesänge. Für gemischten Chor. Herausgegeben von Walther Hensel.

Kassel, Bärenreiter-Verlag 1928. Je 16 S. und 80 Pfg.

Zwei schöne Hefte für die Haus- und Chormusik in den Weihnachtstagen. Das erste Heft mit seinen alten, volltönenden Sätzen für zwei teils gleiche, teils gemischte Stimmen bringt die mit dem Kirchenjahr in Zusammenhang stehenden Sätze aus Othmayrs Bizinien-sammlung, darunter zwei Lieder zum Advent und fünf zur Weihnacht. Den schlichten Sätzen geht es ebenso wie ihren Liedern — Nun komm der Heiden Heiland, Gelobet seist du, Vom Himmel hoch, Ein Kindelein so löbelich usw. — sie werden nicht alt. Wo Zwei miteinander Weihnachtslieder singen, da sollten sie auch zu diesen Sätzen greifen.

Das zweite Heft bringt alte Sätze für drei bis fünf Stimmen. Von den ganz einfachen nenne ich etwa die beiden aus einer Sammlung des 17. Jahrhunderts: Uns ist geborn ein Kindelein, und das jubelnde: Uns ist ein Kindlein heut geborn, dazu Hammerschmidts Freuet euch ihr Christen alle! Außerdem findet man ältere Sätze über Vom Himmel hoch und Gelobet seist du. Wir haben sie mit großer Freude gesungen.

Das Quempas-Heft. Auslese deutscher Weihnachtslieder. Im Auftrage des Finkensteiner Bundes herausgegeben von Wilhelm Thomas und Konrad Ameln. Mit Bildern geschmückt von Willi Harwerth. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1930. 32 S. 80 Pfg. Bei Sammelbezug billiger.

Sonderdruck daraus: **Der Quempas und zwei weitere Weihnachtslieder.** 4 S. 5 Pfg.

Zweierlei ist an diesem Weihnachtslieder-Heft erfreulich gut gelungen: die Auswahl und die Aufmachung. Die Auswahl bringt die zum Teil neu entdeckten weihnachtlichen Lieder und Choräle, deren gemeinsame Eigenart in der größeren Nähe zu den weihnachtlichen Ereignissen — der Geburt im Stall, der Hirtenverkündigung, der Anbetung durch die Hirten, die Könige, die Engel — und zu der weihnachtlichen Botschaft von der Menschwerdung Gottes zu suchen ist. Wo so einfach von den Ereignissen und ihrer Botschaft gesungen wird, da müssen Lieder wie „Stille Nacht" und „Süßer die Glocken nie klingen" in ihrer Farblosigkeit und Botschaftsarmut verblassen. An ihrer Stelle findet man in diesem Heft manches bekannte und manches unbekannte Lied, dessen Entdeckung sich belohnt macht.

Die beste Werbung für die Lieder sind die Zeichnungen, die Willi Harwerth ihnen beigegeben hat. Wer Harwerths kleine Holzschnitte zu Johann Peter Hebels Biblischen Geschichten *) kennt, der ist nicht erstaunt, wenn er die schlichten Szenen der Weihnachtsgeschichte in diesem Heft findet, fast in den Text der Lieder eingefügt, dazu die schöne Ausfüllung der Noten- und Textzeilen mit allerlei weihnachtlichen Figuren. Wie ein rechtes Bilderbuch liegt das Heft vor einem, und wartet nur darauf, daß man Farbe und Pinsel nimmt und die Bilder vollends fertig macht.

So ist das Heft für Erwachsene und Kinder eine gleiche Freude, und es bedarf nur noch eines Wortes über seinen Namen. „Der Quempas", nach dem es genannt ist, ist eines der bekanntesten Weihnachtslieder gewesen, das halb lateinische, halb deutsche Quem pastores laudavere, das in deutscher Fassung aufgenommen wurde. Mag sein, daß hier und da die alte Sitte wieder auflebt, im Weihnachtsgottesdienst den Quempas von vier in der Kirche verteilten Gruppen zeilenweise zu singen, während die ganze Gemeinde mit der Orgel den von jeher deutschen Teil jedes Verses singt. (Diesem Zweck soll der Sonderdruck dienen.) Alte Quempas-Hefte, in die die Jungen den Text des Quempas und der übrigen Weihnachtslieder eintrugen und nach Kräften ausschmückten, gaben die Anregung zu dem vorliegenden Heft, das überall, wo Weihnachtslieder gesungen werden, Freude machen wird.

Wilhelm Wolff

*). Biblische Geschichten aus dem Alten Testament von Johann Peter Hebel. Mit einem Geleitbrief von Anna Schieber und 26 Holzschnitten von Willi Harwerth. Tübingen, Alexander Fischer 1926. 104 S. Geb. 4 M.

Die goldene Brücke. 130 Kinderlieder für Haus und Kindergarten, Spielplatz und Schule. Herausgegeben von Josef Wenz. Mit Bildern von Willi Harwerth. Kassel, Bärenreiter-Verlag 1929. 95 S. 1.50, geb. 2.50 M.

Ein Kinderlieder-Buch, wie es sein soll! Mit seiner Auswahl des Besten, vom Wiegenlied und Heilesegen angefangen bis zu den verschiedenen Gruppen von Singspielen — Singen und Spielen ist bei diesen Liedern meist dasselbe — bringt das Büchlein eine Fülle von Anregung für den, der Kinder zu betreuen hat. Die feinen Zeichnungen von Willi Harwerth, die auf keiner Seite fehlen, geben dem ganzen Büchlein einen fröhlichen Ton, zumal wenn die Kinder sich daran machen, die Sonne, Mond und Sterne, die Tiere, Blumen und Handwerkszeichen, die lustig den Liedern angepaßt sind, mit Farbe auszumalen. Alles in Allem: Ein Kinderlieder-Buch, wie es sein soll! Wilhelm Wolff

Eckart-Ratgeber. Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart. Fünftes Jahr 1930. Berlin-Steglitz, Eckart-Verlag. 248 S. 5.20 M. — Ein guter, fast überreicher Ratgeber. R

Kalender

Aus Gottes Werkstatt. Breklum, Jensen. 2 M. Bilder und Beschreibungen der verschiedensten christlichen Anstalten und Liebeswerke. Abreißkalender.

Blodigs Alpenkalender. München, Müller. 3.20 M. 115 Bilder aus der Alpenwelt, 7 davon bunt. Abreißkalender.

Fritz Müller-Kalender 1931 mit 53 fröhlichen Kurzgeschichten von Fritz Müller, Partenkirchen. München. 2.20 M. Abreißkalender.

Der Kinderfreund. Bildkalender. Stiftungsverlag Potsdam. 1.80 M. Gut für Kinder von 10 Jahren an. Abreißkalender.

Neuer Kinderkalender 1931 von Pastor Johs. Zauleck. Hamburg, Persiehl. Erzählungen. 25 Pfg. 50 St. 20 Pfg. 100 St. 18 Pfg.

Nachbarkalender. 35 Pfg. Im selben Verlag. Wie immer.

Hessischer Volkskalender. Kassel, Lometsch. 60 Pfg. Vielseitig, heimatlich.

Gesundbrunnen 1931. Kalender des Dürerbundes. Berlin, Sieben Stäbe-Verlag. 168 S. 1.60, halbleinen 2.20 M. Ungemein vielseitig, gediegen, bringt Jedem etwas.

Frauenlob. Ein Jahrbuch für Frauen und junge Mädchen. Stuttgart, Quell-Verlag der Ev. Gesellschaft. 28. Jahrgang. 50 Pfg., von 50 St. an 42 Pfg.

Das Gottesjahr 1931. Herausgegeben von Wilhelm Stählin. Kassel, Bärenreiter-Verlag. Elfter Jahrgang. 136 S. 4, geb. 5.60 M. Dazu Taschenkalender 60 Pfg. und 1.20 M.

Das Gottesjahr bringt Betrachtungen über die Bibel von Stählin, Heitmann, Ritter, Anna Schieber und Anderen. Abbildungen von Rudolf Koch, Thylmann, Schäfer, Greiner und Anderen.

Mutter und Kind. Ein Tagebuch der Mutter für das Jahr 1931. Von Adele Schreiber. 4. Jahrgang. Berlin, Zentralverlag. 3 M. Abreißkalender.

Für jede Woche ein Photographiebild aus dem Reichtum des Kindeslebens, darunter 6 farbige Künstlerbilder. Dazu pädagogische und hygienische Ratschläge, allerlei Wissenswertes, manch gutes Wort zu dem, was ein Mutterherz bewegt.

Neuwerk-Kalender 1931. Kassel, Neuwerk-Verlag. 7. Jahrgang. 60 Pfg.

In kurzen Aufsätzen und Erzählungen, mit tapferen Sprüchlein und manchem guten Ratschlag sucht er uns gegen die Nöte und Versuchungen der Zeit zu stärken. Manch feines Trostwort fällt. Die trefflichen Bilder gehen zu Herzen. Möchte er in die Hände besonders vieler Arbeiter kommen.

Frankfurter Kirchen-Kalender für die evangelischen Gemeinden Großfrankfurts 1931. 43. Jahrgang. L. Brönners Druckerei. 144 S. 50 Pfg. (!)

Aus bescheidnen Anfängen ist ein stolzes Werk geworden. Das sollen einmal Andre den Frankfurtern nachmachen! Dora Rade

The World Tomorrow über die Kriegsschuld

Die „World Tomorrow" (Die Welt von morgen) hat einen neuen Beweis ihres Mutes und ihrer Gerechtigkeit gegeben, durch den in ihrer Oktobernummer erschienenen Artikel „War Guilt" (Kriegsschuld):

Sie veröffentlicht darin die Resultate ihrer Rundfragen über die Kriegsschuld und Amerikas Beteiligung am Kriege. An und für sich sind ja solche Resultate nicht allzu hoch einzuschätzen; aber hier haben sie doch wohl einen erheblichen symptomatischen Wert, den John Haynes Holmes (Prediger an der Community Church, New York City) in folgende Worte zusammenfaßt:

„Stellen Sie sich vor, welche Antworten Ihre Rundfragen hervorgerufen hätten, wären sie ein Jahr, zwei Jahre, ja sogar fünf Jahre nach dem Kriege erfolgt, und vergleichen Sie damit das heutige Resultat: 86 % Ihrer Korrespondenten geben zu, daß die Zentralmächte nicht allein für den Krieg verantwortlich waren, 36 % leugnen, daß Deutschlands Kriegsschuld größer war als die irgendeiner anderen Macht, 19 % erklären, daß Amerika nicht weise gehandelt hat, indem es am Kriege teilnahm. Diese Bewegung ist durch nichts mehr aufzuhalten. Diese Antworten zu eigen, daß neue Erkenntnisquellen erschlossen worden sind, die nun weiter fließen werden. Ich ziehe aus Ihren Tabellen prophetische Zukunftshoffnungen. In zehn bis zwanzig Jahren werden die Antworten übereinstimmend sein. Niemand wird dann sich selbst als so unwissend, beschränkt und vorurteilsvoll erklären wollen, daß er die Legenden der Kriegszeit glaubt."

Henry Hodgkin schreibt: Es ist eine der größten Tragödien der Geschichte, daß Deutschland gezwungen worden ist, den Vertrag zu unterschreiben, in dem ihm die alleinige Schuld am Weltkrieg gegeben wird. Bei einer Reise durch Deutschland konnte ich feststellen, wie tiefe Wunden dadurch der deutschen Seele geschlagen worden sind. Deutschland weiß, daß es eine Lüge unterschreiben mußte, und daß auf diese Lüge das ganze Gebäude des Nachkriegs-Europa und der Reparationen errichtet worden ist.

„Financial Chronicle" (New York City) schreibt: Eins ist völlig klar: die Verantwortung für die Erhaltung des Friedens in Europa ruht jetzt nicht auf Deutschland, sondern auf den früheren Alliierten. Solange sie die Ungerechtigkeiten von Versailles aufrecht erhalten, werden sie den Frieden gefährden. Sobald sie es wollen, können sie diese Gefahr beseitigen.

Lewis Gannett (von der „New York Herald Tribune") schreibt: Diese Antworten scheinen Hoffnungen zu geben, daß die Welt fortschreitet. Wenigstens, daß die Welt ihre Ansicht ändert — wenn es zu spät ist! Welche Folgerungen ziehen die von Ihnen Befragten aus ihren veränderten Ansichten? Ist ihnen die Kriegsschuld nur eine veraltete historische Frage, oder machen sie sich klar, daß der ganze Versailler Vertrag auf der Fiktion beruht, die 381 von Ihren 429 „Führern der öffentlichen Meinung" jetzt verwerfen? Deutschland ist verurteilt fortdauernd jedes Jahr Billionen zu zahlen, wenn diese Meinungsänderung sich nicht in eine Änderung der Weltdiplomatie umsetzt. Freilich, wenn wir wirklich ehrlich wären, würden wir zugeben, daß Kriegsschuld überhaupt nichts mit alledem zu tun hat, daß die Deutschen zahlen müssen, nicht weil sie schuldig waren, sondern weil sie besiegt worden sind. Wir sollten nicht eher optimistisch über diese Meinungsänderung sein ehe wir Beweise haben, daß diese „Führer der öffentlichen Meinung" wirklich führen.

Als Letzten wollen wir Normann Angell zitieren: „Wenn die Energie und Gelehrsamkeit, die aufgeboten worden sind, um zu entdecken, wer für den Krieg verantwortlich war, darauf verwendet worden wären, herauszufinden, was verantwortlich war, welche eigentümlichen Mängel des menschlichen Verstandes oder in der Organisation der menschlichen Gesellschaft, so wäre das Resultat nutzbringender für die Welt gewesen. Wenn man einer ganzen Nation in dieser Kriegsfrage Schuld oder Unschuld beimißt, so bejaht und vermehrt man einige der Grundirrtümer, aus denen das ganze Unheil hervorgegangen ist. Krieg entsteht nicht aus der bewußt bösen Absicht verbrecherischer Menschen oder Nationen, gute Menschen oder Nationen zu überfallen. Um ein solches Problem handelt es sich nicht. In unserer Welt nationaler Herrschaften und Unabhängigkeiten, wo die Sicherheit der Einen die Unsicherheit der Andern bedeutet, entsteht die Kriegsgefahr vielmehr aus ehrlichem und aufrichtigem aber beschränktem Patriotismus, als aus irgendwelcher bewußten Böswilligkeit „ränkeschmiedender Diplomaten". — „Hat Deutschland den Krieg geplant?" scheint mir eine völlig sinnlose Frage, so sinnlos, wie die Frage, ob die Leute auf der Nordseite der Straße besser sind als die auf der Südseite. 65 Millionen von Männern, Frauen und Kindern, von verschiedenen Überzeugungen, Konfessionen, Klassen, können keine Einheit bilden, der wir eine solche Verantwortung, wie diese Frage sie enthält, aufbürden könnten. Viele von ihnen und ebenso viele in den anderen Nationen haben sich zweifellos von falschen Ideen und übeln Einflüssen treiben lassen. Worin waren diese Ideen falsch und diese Einflüsse übel? Das ist die Frage, die wir stellen müssen." —

Der Herausgeber schreibt in seinem Vorwort u. A.: Ein deutscher Publizist hat gesagt: „— Nur wenn die Ungerechtigkeiten durch friedliche Maßnahmen gut gemacht werden, können die Kriege und Revolutionen der Zukunft vermieden werden. Ergreift man solche Maßnahmen nicht bald genug, so werden Explosionen erfolgen. Zur Zeit sieht es aus, als hoffe man diese Explosionen zu verhindern, indem man den überheizten Kessel Europa mit Draht umwindet, statt den Deckel zu lüften."

Dem wird Nachdruck gegeben durch die Stimmen von 14 Millionen deutschen Wählern, die am 14. September Anti-Republik, Anti-Versailler-Vertrag, Anti-Young-Plan, Anti-Völkerbund abgegeben worden sind. ... Sowohl die Faschisten als die Kommunisten haben in dramatischer Weise aus dem schweren, wirtschaftlichen Druck und dem bittern Groll über das Joch der Fremdherrschaft Kapital geschlagen. Die Reaktionären zogen energisch zu Felde gegen Versailler Vertrag und Reparationen, und wurden belohnt durch eine achtfache Zunahme ihrer Reichstagssitze.

Die Zukunft der parlamentarischen Regierung in Deutschland steht auf des Messers Schneide. Es wird zur Rechts- oder Linksdiktatur kommen, wenn das wirtschaftliche Elend so weitergeht,

und jede dieser Diktaturen würde den Frieden Europas ernstlich bedrohen.

Wenn die Alliierten nicht von geradezu verbrecherischer Torheit sind, werden sie durch eine gerechtere und liberalere Reparationspolitik die gemäßigten deutschen Parteien stärken. ... Wiederholt man endlos die Kriegslügen und widersetzt man sich „dem dringenden Verlangen" nach durchgreifender Änderung der „Friedens"-Bedingungen, so beschleunigt man die nächste Weltkatastrophe.

Es ist ein tragischer Irrtum, zu erwarten, daß das deutsche Volk durch 40 oder 50 weitere Jahre die erdrückenden Reparationszahlungen leisten wird. ...

Ein bemerkenswertes Resultat dieser Wahlen darf nicht übersehen werden: dem sensationellen Erfolg der Faschisten steht nun eine bescheidene Zunahme von 22 Sitzen der Kommunisten gegenüber. Das heißt, daß der Werberuf der Ultranationalisten den Wählern verlockender war als der Ruf zum Bürgerkrieg. —

Soweit unsere Freunde von der „World Tomorrow".

Friedrich der Große schreibt einmal aus dem siebenjährigen Krieg: „Ich bin wie ein Ertrinkender, dessen Freunde ihm vom Ufer tatenlos zusehen. Ich rufe: Helft mir! Ich sinke! Sie sagen: Nein, du sinkst nicht! Ich rufe: Aber ich ertrinke, reicht mir einen Strick! — Sie sagen: Ach nein, wir hoffen, daß du nicht ertrinkst! Aber sollte es doch geschehen, so sei sicher, daß wir dir ein schönes Denkmal setzen werden —."

Hoffen wir, daß die „World Tomorrow" nicht nur Steine zu einem solchen Denkmal gesammelt hat!

Dornburg Lili du Bois-Reymond

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

Protestantismus in Rom

Wenn man vom Protestantismus in Rom spricht, so braucht das weder als besondere Genugtuung, noch als ausgesprochene Herausforderung gemeint zu sein. Der Protestantismus in eine Tatsache, wie die katholische Kirche in den Reformationsstädten Zürich, Genf, oder in den urprotestantischen nordischen Ländern.

Allerdings muß sofort beigefügt werden, daß der römische Protestantismus eine sehr kleine Herde bedeutet, wie der italienische Protestantismus überhaupt, der 124 000 Glieder nicht überschreitet. Er ist eingebettet einerseits in das Wurzelland des katholischen Institutionalismus, anderseits in die Skepsis des modernen Italienertums. Zwischen diesen beiden gegnerischen Mächten hat er Platz eben nur als die kleine Herde, die in ganz besonderer Weise ihr religiöses Leben zum Ausdruck bringt, als Gegensatz zu einer eingewurzelten Kirche der Macht und des Rechts, ebenso wie zur süditalienischen Mystik, zum politischen und philosophischen Opportunismus, der weithin für den modernen Italiener charakteristisch ist. Das einfache Evangelium, Armut, Verzicht auf Glanz und Formen geben dem italienischen Protestantismus sein Eigenrecht.

Der Protestantismus in Rom tritt uns in dreifacher Gestalt entgegen. Zunächst als das protestantisch-nationale Kirchentum der fremden Kolonien oder Gesandtschaften. Die deutsche Kirche an der Via Toscana ist unter diesen unstreitig die schönste. Der künstlerische Genius loci und der strenge Geist der Reformation sind in diesem Bau ein Bündnis eingegangen, wie man es sich nicht schöner denken kann. Die Geschichte der Gemeinde, die der bisherige Pfarrer Dr. Schubert*) in ausgezeichneter Weise dargestellt hat, zeigt, daß es sich dabei auch um einen geistigen Bau handelt. Das ist mehr als eine Gemeindegeschichte und darf den ganzen Protestantismus interessieren. (Vgl. Sp. 1196 f. D H)

Auch die Engländer, die Schotten, die Amerikaner haben stattliche Gotteshäuser, die sich namentlich im Winter mit einer ansehnlichen Zahl von Besuchern füllen. Aber diese Koloniegemeinden fallen für den italienischen Protestantismus, wie auch für die Beziehungen zum Staate, kaum ins Gewicht.

Dafür kommt nur die alte Waldenser Kirche und der englisch-amerikanische Missionsprotestantismus in Betracht.

Die Waldenser Kirche war immer die kleine, arme, verfolgte Herde, die lange Zeit nur in den piemontesischen Bergtälern Zuflucht hatte. Dort findet jedes Jahr im Herbst die Tagung der Tavola Valdese und der Synode statt, an der gewöhnlich auch viele fremde Besucher teilnehmen. Denn das Waldensertum, der älteste Protestantismus Europas, genießt in der weiten protestantischen Welt besondere Sympathien, nicht nur wegen seiner Geschichte, wegen seiner Glaubensinnigkeit, sondern auch wegen der wertvollen Persönlichkeiten, die er hervorgebracht hat. Der Waldenser Moderator Giampiccoli, der an der Vorkonferenz der Stockholmer Weltkirchenkonferenz in Genf zwischen die streitenden Deutschen und Franzosen trat mit versöhnenden Worten, wird nicht so bald vergessen werden.

In Rom besitzen die Waldenser mehrere Gotteshäuser. Die schöne Kirche an der Piazza Cavour ist fast zu groß und zu prunkvoll für einen Waldenser-Tempel, und die Waldenser selbst bemerken dazu, wie zu ihrer Entschuldigung, daß er ihnen von einer Amerikanerin gebaut worden sei. Die Kirche ist aber immer gut gefüllt, und wenn man von der Menge etwa das Lutherlied singen hört: Rocca forte è il nostro Dio, so spürt man am fremden Idiom gerade etwas von der Ökumenizität, die diesem Liede der Reformation anhaftet. Die Waldenser Prediger, etwa der Moderator Costabel, oder Pfarrer Bosio, oder Professor Rostagno, die ich verschiedentlich gehört habe — den letzten als Redner in Genf zur Eröffnung der Völkerbundsversammlung —, wissen in ihrer Rede die biblische Einfalt mit südlichem Feuer und dem italienischen Sinn für Form in einer Weise zu verbinden, die sie zu einzigartigen Rednern macht.

Dicht an der Piazza Cavour steht die Theologische Fakultät der Waldenser. Man darf sie eine ökumenische Fakultät heißen, nicht nur weil der waldensische Protestantismus da war vor unseren konfessionellen Spaltungen, sondern auch weil in der Lehrerschaft der Fakultät verschiedene Konfessionen vertreten waren, so eine Zeitlang der Methodist Taglialatela, und weil sich auch immer wieder protestantische Studenten aus andern Ländern einfinden, für die es offenbar einen besonderen Reiz besitzt, evangelische Theologie in Rom zu studieren. Diese ökumenische Aufgeschlossenheit findet sich auch in dem von Paolo Bosio vorzüglich redigierten Waldenser Wochenblatt „La Luce", die dem Leben anderer Kirchen und der ökumenischen Bewegung weit mehr Aufmerksamkeit zollt, als manches große englische oder amerikanische Weltblatt.

In diesen Tagen tritt das neue Religionsgesetz in Italien in Kraft. Als der Inhalt des Konkordates zwischen der römischen Kirche und Mussolini bekannt wurde, regten sich weit herum im Weltprotestantismus Befürchtungen, daß der italienische Protestantismus dieser Verständigung etwa geopfert werde könnte. Denn der erste Artikel des Konkordates verpflichtete den Staat zur Wahrung des römischen Charakters der ewigen Stadt mit folgenden Worten: In considerazione del carattere sacro della Città Eterna, sede vescovile del Sommo Pontefice, centro del mondo cattolico e meta di pellegrinaggi, il Governo italiano avrà cura di impedire, in Roma, tutto cio che possa essere in contrasto col detto carattere*).

Je nach der Auslegung könnte mit diesem Artikel dem Protestantismus in Rom das Lebenslicht ausgeblasen werden. Aber die Verständigung zwischen Vatikan und Quicinal ist ein politisches Kräftespiel, in dem es weniger um Grundsätze und Überzeugungen, als um die Macht und den Einfluß geht. Mussolini ist ein zu kluger Politiker, um durch scharfes Vorgehen gegen den Protestantismus in Italien die protestantischen Weltmächte zu verstimmen. Der große Weltprotestantismus, namentlich Englands und Amerikas wirkte hier wieder einmal, wie schon für den französischen Protestantismus, wie die englische Flotte als fleet being, die gar nicht zu handeln brauchte und schon durch ihre bloße Existenz den Feind im Schach hielt. Ich fand diese Rücksicht schon früher bei Mussolini wirksam, als ich einmal namens der Europäischen Zentralstelle in einer Audienz bei ihm Fürsprache einzulegen hatte für eine evangelische Anstalt an der Grenze. In dem starr auf den Schultern sitzenden, leicht zu einer europäischen Pose sich aufreckenden Kopfe liegen zwei tiefe, leuchtende Augen, in denen ebenso sehr das Fieber einer politischen Ungeduld, als die schlaue Berechnung der politischen Möglichkeiten glüht. Aus dieser Berechnung heraus hat sicher Mussolini kürzlich zu dem protestantischen amerikanischen Volke in einem Artikel im „Cosmopolitan" in einer Weise über Science and Religion gesprochen, wie er es vor seinen skeptischen Italienern nicht getan hätte. Dasselbe Abwägen der politischen Möglichkeiten in dem zähen Ringen mit dem Vatikan hat ihn offenbar dazu geführt, zwar einen Satz wie in Artikel 1 des Konkordates zu unterschreiben, aber ihm eine Auslegung zu geben, die im italienischen Staate die Glaubens- und Religionsfreiheit sichert.

Tatsächlich sind die italienischen Protestanten und vor allem die Waldenser mit der gegenwärtigen Lösung zufrieden. Höchste offizielle Stellen des Staates, so der Großsiegelbewahrer Rocco und Mussolini selbst gaben dem Gesetz eine Auslegung, wonach die privilegierte Stellung der katholischen Kirche „nicht bedeutet, daß damit andere Kulte bedrückt oder gehindert werden sollten". Damit werden die Waldenser offenbar besser behandelt, als dem Vatikan eigentlich lieb ist, wie sich das in der katholischen Presse spiegelt. Die Befürchtungen des protestantischen Auslands, die in Depeschen und Anfragen nach Rom regneten, sind damit grundlos geworden. Zwar bleibt der Grundsatz bestehen, daß „la religione cattolica apostolica e romana è la sola religione dello Stato". Aber Mussolini hat mit diesem Konfessionalismus des Staates eine viel weitgehendere Glaubens- und Religionsfreiheit der evangelischen Minoritäten verbunden, als es z. B. in Polen der Fall ist. Schon in einem Artikel der „Stampa" vom

*) Geschichte d. deutschen ev. Gemeinde in Rom. Verlag der Gustav Adolf-Stiftung Leipzig 1930.

*) Mario Piacentini: La legge 24 Giugno 1929 n. 1159, contenente disposizioni sull'esercizio dei culti ammessi nello Stato, e sul matrimonio celebrato davanti ai ministri dei culti medesimi. Roma, 1929.

7. März 1929 ertönten beruhigende Erklärungen über die Auslegung des Konkordates. Der Moderator Costabel erhielt dann von Mussolini selbst die Erklärung am 10. März 1929, daß die Vorzugestellung der katholischen Kirche nicht eine Unterdrückung der anderen Kulte bedeute. Auch in Sachen der kirchlichen Eheschließung kam der moderne Grundsatz der Toleranz und der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz im Kommentar zu Artikel 34 des Konkordates zum Ausdruck. Das Gesetz spricht auch nicht mehr von culti tolerati, sondern von culti ammessi (zugelassenen statt geduldeten Kulten). Diese moderne und weitherzige Auffassung ist auch im Mai 1929 vom Parlament sanktioniert worden, und der Gesetzentwurf, der die katholischen Kulte betraf, wurde vom Consiglio am 23. April gebilligt und der Kammer vorgelegt. Die religiöse Lage dem Staate gegenüber läßt sich danach durch die Worte bezeichnen: „Stato sovrano nel Regno d'Italia; Chiesa cattolica con certe precminenze lealment ee volontariamente riconosciute; libera ammissione degli altri culti".

Der Staat läßt also auch solche Kulte zu, die von der katholischen, apostolischen und römischen Religion verschieden sind, vorausgesetzt, daß sie nicht Grundsätze vertreten oder Riten ausüben, die der öffentlichen Ordnung oder den guten Sitten zuwider sind. Auch die öffentliche Ausübung aller Kulte ist frei, ein Grundsatz, der heute noch nicht voll in Kraft ist in Spanien, wo sich die evangelische Kirche so lange im Hof oder Hinterhaus ohne Türme und Glocken und Aufschrift ducken muß.

Diese Magna Charta der Religionsfreiheit kommt nach dem Zensus von 1911 nicht nur den 123 253 Evangelischen zu gut, sondern auch 34 324 Israeliten, 1372 Orthodoxen, 822 Angehörigen anderer Kulte und 84 523 Konfessionslosen, sowie 653 404, die gar keine religiöse Erklärung abgaben. Die Institute aller dieser Kulte können die juristische Persönlichkeit besitzen oder sind dem öffentlichen Rechte unterstellt. Die Tavola Valdese braucht allerdings die Anerkennung einer juristischen Person nicht erst zu verlangen, da sie sie ursprünglich schon besitzt und schon 1561 (nach Comba „Storia dei Valdesi") legal anerkannt wurde.

*

Auch der englisch-amerikanische Missionsprotestantismus ist im Genuß dieser Religionsfreiheit. Ein Unterschied wird aber doch darin gemacht, daß diese Kirchen erst die gesetzliche Zulassung nachsuchen müssen. Der italienische Nationalismus ist in dieser Klausel doch geneigt, diese Kirchen als Fremdkörper zu betrachten, während die Waldenser immerhin Landeskinder sind.

Zu diesen Missionskirchen gehört vor allen Dingen die Missionsgemeinde der südlichen Baptistenkirche Amerikas. Unter der langjährigen Führung des Amerikaners Rev. Wittinghill haben sie in ganz Italien etwa 45 Gemeinden gründen können, vier allein in Rom, dazu ein Waisenhaus, ein Seminar und den tätigen Verlag, der die literarische Zeitschrift „Bilychnis" und das „Testimonio" herausgibt. In diesen Tagen versammelten sich die Baptisten aus ganz lateinisch Europa zu einer Regionalkonferenz in Rom unter der Leitung von Dr. Fasulo. Daß die Konferenz im Waldenser Tempel stattfand, zeigt das gute Einvernehmen mit dieser Kirche. Der Präsident des Baptisten-Weltbundes, Mc Neill, sowie der Generalsekretär Dr. Rushbrook aus London waren zugegen und gaben dem kleinen Baptistenhäuflein aus Italien, Frankreich, Belgien, Spanien, Portugal das Gefühl, zu dem großen Weltbunde der Baptisten zu gehören, der wie der große englische Baptist Clifford einmal sagte, den kreativen Typus des Protestantismus darstellt. Er hat kein Credo, keine Magie, keine kirchliche Autorität, keine Zwischeninstanz des religiösen Verhältnisses — die Seelen halten Konferenz mit Gott. Clifford, den in London noch gekannt zu haben mir eine liebe Erinnerung ist, sagte daher vom Baptismus, er sei katholischer als Rom und orthodoxer als die griechisch-orthodoxe Kirche.

Die italienischen Baptisten haben ebenso wie die Waldenser begriffen, daß gerade in Rom eine evangelische Kirche nur Berechtigung hat durch ihre evangelische Einfachheit, Armut und freie, form- und schmucklose Geistigkeit.

Ich lernte diese auf eine überzeugende Weise kennen in dem engen Winkel, der den unabhängigen Verlag Doxa und seinen Schöpfer Dr. Gangale auf dem Monte Citorio beherbergt *). Wir konnten uns kaum rühren in dem vollgestopften, ärmlichen Raum, aber er wurde im Gespräch mit Gangale weit durch den umfassenden geistigen Horizont, die Urteilskraft und den Wagemut des Glaubens dieses protestantischen Italieners, der sozusagen einen wertvollen Verlag aus dem Boden gestampft hat und eine neue, protestantische Kulturbewegung Italiens trägt. Er hat auch eine italienische Darstellung der Theologie von Karl Barth veröffentlicht **). Gangale ist auch mit deutscher Kultur gut vertraut. Wer ihn einmal über die Berge riefe zu einem Vortrag, würde eine höchst wertvolle Brücke bauen.

*

*) Siehe Giuseppe Gangale: Apocalissi della Cultura. Saggio sulla storia del Protestantesimo in Italia dal risorgimento al nostro tempo. Roma 1929.

**) Dr. G. Miegge: La Teologia della Crisi. (Übersetzung des Büchleins von Strauch.)

Es gibt überhaupt in Italien viele still gewordene oder still gemachte Geister, die einen geistigen Händedruck aus der Welt der geistigen Bewegungen außerhalb Italiens als eine Wohltat empfinden. Wohl dringen Einzelne, wie Benedetto Croce mit ihrer Stimme über Berg und Meer, aber Andere, wie der feine, gelehrte und unabhängige Buonaiuti — trotz aller Unabhängigkeit ein treuer Sohn seiner Kirche — sitzen heute gleichsam in der Klausur. Guglielmo Ferrero, der berühmte Historiker, hat sich aus der Überwachung in Florenz nach Genf geflüchtet, wo er Professor an der Universität geworden ist, und manche Andere, zu denen wohl auch Gentile, der frühere Unterrichtsminister gehören mag, aus dem starren Gefüge eines massiven geistigen Nationalismus in die dünne Luft der Skepsis, die überhaupt dem Italiener nahe liegt.

Auch der italienische Methodismus ist der Religionsfreiheit teilhaftig geworden. Er suchte sich in Rom wohl mit Bewußtsein eine strategische Position zu schaffen, nicht nur mit seiner Kirche und seinen Versammlungslokalen, sondern durch die etwas auffällige Besetzung des Monte Mario. Er hat dort fast den halben Hügel, eine Fläche von 23 Hektaren gekauft und die langbestehende Methodistenschule dort angesiedelt, die sich heute zu einem Collegio internationale entwickelt hat. Das neue, prächtige Gebäude von Bello Sguardo wurde in diesem Jahre fertig und leuchtet weiß über die Stadt und die nahen vatikanischen Gärten hin. Es wird binnen kurzem fünfhundert Schüler aufnehmen können. Gregorovius behauptete, daß man Rom nur vom Monte Mario aus wirklich sehen könne. Gegenwärtig beherbergt das Institut 130 Schüler, meistens Italiener. Vom Portal herab leuchten die Worte: „Voi conoscerete la Verità" Daß diese Nähe eines protestantischen Instituts dem Vatikan nicht willkommen war und fast als eine Herausforderung empfunden wurde, kann man verstehen. Der Unwille darüber macht sich in allerlei Schwierigkeiten geltend, die dem Institut von allen Seiten begegnen.

Sowohl die Baptisten-, als die Methodistenkirche genießen die Rechte einer juristischen Person, insofern sie im Ausland konstituiert sind. Der italienische Staat nimmt einfach davon Notiz, behält sich aber das Recht vor, eventuell aus politischen Gründen die Anerkennung zu verweigern. Der Methodismus, zu dessen Art manchenorts ein fröhliches Draufgängertum gehört, aus dem Bewußtsein heraus, daß er eine große Weltkirche ist, hält sich im übrigen in Italien still und beschränkt sich auf die Pflege seiner kleinen Gemeinden. Ich sprach unlängst einmal vor der italienischen methodistischen Synode in Florenz über die ökumenische Bewegung und war erfreut, auch hier zu sehen, welch eigenartig lebendigen Zuschuß das religiös erweckte Wesen des Italieners zu dem methodistischen Missionsgeist und seinem Arbeitseifer hinzubringt *).

Nach demselben staatlichen Grundsatz werden auch die Heilsarmee und die Jünglingsvereine, sowie die Britische Bibelgesellschaft behandelt. Der römische Jünglingsverein besitzt ein großes Haus an der Piazza dell'Independenza und übt ohne herausfordernde Propaganda seine bekannte Tätigkeit aus. 85 % seiner Mitglieder sind Katholiken.

Die verschiedenen evangelischen Kirchen, namentlich in Rom, stehen ihrem Geiste nach der ökumenischen Bewegung — dem Movimento pancristiano**) — vielleicht näher, als das verschiedenartige Kirchentum jedes andern Landes, weil gerade der kleine und arme italienische Protestantismus den Wert dieses tragenden Zusammenhanges besonders stark empfindet.

Wie schon gesagt, macht der Staat doch einen Unterschied zwischen dem einheimischen italienischen und dem fremden Missionsprotestantismus. Dieser muß ihm die Namen der Pfarrer zur Billigung vorlegen. Sie müssen für kirchliche Tätigkeit unter Italienern das italienische Bürgerrecht besitzen und die italienische Sprache beherrschen.

Im Religionsunterricht kann die Befreiung der Kinder verlangt werden. In der kirchlichen Eheschließung, die sich nach den Normen der Zivilgesetzgebung richtet, ist auch ein anderer als der katholische Ritus erlaubt.

Das moderne Italien hat sich durch diese liberale Gesetzgebung und ihre Auslegung unstreitig neue Sympathien im Weltprotestantismus erworben. Daß ein solcher besteht und über die Grenzen der einzelnen Länder hinaus wirkt, hat ohne Zweifel dem italienischen Protestantismus etwas von jener Freiheitsluft verschafft, die sonst in Italien nicht stark weht. Aber es kann hier weder vom Fascismus noch von der Stellung der römischen Kirche zum italienischen Protestantismus gesprochen werden. Hier gilt für die italienischen Protestanten, was Gambetta von der Revanche-Idee gesagt hat: Tousjours y penser, jamais en parler. Daß immer daran gedacht werden muß, dafür sorgen schon die möglichen Reibungsflächen, deren es in Italien genug gibt. Vom kirchenpolitischen Standpunkt aus mag es gut sein, daß solche Reibungsflächen in Italien nicht nur in besonderer Weise bestehen zwischen der mächtigen römischen Kirche und dem kleinen,

*) Siehe C. M. Ferreri: La Chiesa metodista episcopale d'Italia. 1928.

**) Il Movimento pan-cristiano. Storia e documenti. Fede e Vita Roma 1928.

unscheinbaren italienischen Protestantismus, der nur in Stille und Frieden leben will, sondern auch, trotz des Friedensschlusses, zwischen dem modernen Staate und der römischen Kirche. Man spürt hier stärker als anderswo, daß auch der Friede noch ein Kampf bleibt und daß das berühmte Wort von Cavour: Chiesa libera in Stato libero heute wie damals eine ideale Friedensformel ist zwischen zwei Mächten, die im Grunde ihrem Wesen nach gerade nicht auf solchen Frieden angelegt sind. Der Versuch wird daher wohl immer wieder gemacht werden, entweder den Staat ins Schlepptau der Kirche zu nehmen, oder die Kirche ins Schlepptau des Staates. Denn zwischen Staat und Kirche ist eine Kluft befestigt, über die in der Gegenwart nicht so leicht eine tragbare Brücke geschlagen werden kann.

Von dieser Kluft zwischen Staat und Kirche ist nichts mehr zu spüren auf dem Friedhof an der Pyramide des Cestius, wo ein stiller Protestantismus seine ergreifende Sprache spricht. Dort schläft im römischen Boden eine große Schar von Protestanten aus allen Ländern, Wallfahrer, Pilgrime und Heimatlose, die in Rom entweder eine Heimat fanden oder gerade dort vom Heimweh nie los kamen. Die Namen auf den Gräbern, die Sprache auf den Grabsteinen, die ausgesprochene Hoffnung auf Gottes ewiges Reich lassen unter den römischen Zypressen und Pinien allen Streit vergessen, der heute noch zwischen den Kirchen wüten mag.

Rom Adolf Keller

St. Emmerich-Fest in Budapest

In diesen Septembertagen konnte man in der herrlichen Vermittlungsstadt zwischen Orient und Okzident Zeuge sein des großartigen nationalreligiösen Festes, des St. Emmerich-Festes.

St. Emmerich war der Sohn des ersten ungarischen Königs, Stefan des I., der das Christentum in Ungarn eingeführt hatte und daher den Beinamen „der Heilige" erhalten hat. Emmerich, jung noch vor Regierungsantritt gestorben, breitete das Christentum weiter aus.

Nicht nur die Einwohner von Buda und Pest ließen sich in der Festwoche von den Wogen nationaler und religiöser Begeisterung treiben, sondern das ganze Magyarenvolk — auch außerhalb des nach dem „Frieden" so klein gewordenen Ungarnreiches — strömte zu diesem wahren Volksfeste herbei, das aufs genaueste vorbereitet war. Arm und Reich, Jung und Alt, Stadt- und Landbewohner waren auf den Beinen. Aber es war überdies ein Fest der gesamten römisch-katholischen Christenheit, und es fehlte nicht an andersgläubigen Besuchern.

Die Festwoche begann mit dem Empfange des Kardinallegaten Alois Pius Sincero in der Basilika des heiligen Stefan, wo auch die päpstliche Bulle zur Verlesung kam.

Aus der Fülle der Feiern sei hervorgehoben die Enthüllung des St. Emmerich-Denkmals in Gegenwart der kirchlichen und weltlichen Würdenträger. Der Akt begann mit Absingung der ungarischen Nationalhymne, worauf die Stifterin des Denkmals, Erzherzogin Isabella, den Reichsverweser Horthy von Nagybanya aufforderte, die Enthüllung anzuordnen. Der Bürgermeister von Budapest, Eugen Sipöcz, übernahm das Denkmal, ein Rechtskandidat dankte der Stifterin im Namen der ungarischen Jugend. Darauf weihte Kardinal Serédi, Fürstprimas von Ungarn, der hoch über der Donau in Esztergom (Gran) ein wahres Märchenschloß in türkischem Stile und ausgezeichnete Kunstgalerien besitzt, das Denkmal ein. Den Abschluß bildete ein Vortrag der Gesangchöre: die Hymne des heiligen Emmerich von Dohnány-Sik.

Bemerkenswert war die Internationale Konferenz der Unio Cleri pro Missionibus in der Universitätskirche.

Der Höhepunkt der Feiern wurde erreicht durch die Internationale Eucharistische Festsitzung in der Festhalle, die von dem 84jährigen Herolde der ungarischen Nation, Grafen Apponyi, eröffnet wurde mit einer sehr schönen und klaren Ansprache in lateinischer Sprache: denn das Lateinische ist die ungarische Amtssprache bei Zeremonien.

Kardinäle aus aller Welt hielten Ansprachen. Von bekannteren Persönlichkeiten sah man Franz Bourne, Erzbischof von Westminster, der in „englischem" Latein sprach, ferner den Erzbischof Alfred Baudrillard, Rektor der katholischen Universität Paris, der das Latein französisch aussprach. Besonderen Eindruck machte die (deutschgesprochene) Rede von Kardinal Faulhaber, Erzbischof von München, und die von Piffl aus Wien.

Die Versammlung wurde durch ein Schlußwort des Fürstprimas geschlossen.

Die stärkste Beteiligung der Völker erfolgte am Nachmittag während der Eucharistischen Schiffsprozession auf der Donau. Schon am Morgen waren die Prozessionsstraßen von einer unübersehbaren Menge belagert, die den höflichen, aber bestimmten Weisungen der Polizeibeamten strikt Folge leisteten. Vor der Stefansbasilika wurde der Kardinallegat von den hohen geistlichen Würdenträgern, die in ihren festlichen Prunkgewändern ein farbenfrohes Bild boten, sowie von einer schneidigen Ehrenkompagnie in den traditionellen, mittelalterlichen Uniformen empfangen.

Nach einer kurzen Andacht in der Basilika trug der päpstliche Legat das Sakrament auf das Prunkschiff Zsófia. Dies fuhr, an der Spitze mit einem von Scheinwerfern umstrahlten riesigen Kreuze von dicht gefüllten Schiffen und von Flugzeugen begleitet zu der berühmten St. Margaretheninsel hinauf. Auf der Zsófia befanden sich alle Mitglieder der ungarischen Regierung, des Ober- und Unterhauses, ferner die Mitglieder der Gesandtschaften. Die Aufstellung der Zuschauer erfolgte am Donauufer nach Nationen.

Ebenso sehenswert war am nächsten Tage der traditionelle Trachtenfestumzug mit den St. Stefans- und Emmerichsreliquien. Im Zuge sah man eine Abordnung prächtiger 800 Tiroler Burschen mit dem Hoferkreuz und den von Kugeln verfetzten Fahnen, auch deutsche Studenten. Mittags folgte die offizielle Feier des Parlaments im Kuppelsaale, wo eine Gedenktafel mit den „Ermahnungen des Heiligen Stefan an seinen Sohn" enthüllt wurde. Auch hier wieder hielt Graf Apponyi die Festrede. Am Abend trugen 1000 Matyókinder in wundervoller Volkstracht ein Singspiel aus dem Leben Christi vor. Am selben Abend fand eine Versammlung des III. Franziskaner-Ordens statt.

Am nächsten Tage, dem Marientage, wurde zur Erinnerung an die Sodalenhelden von 1686 (Türkenkriege!), eine Gedenktafel in der alten Festungsmauer von Buda feierlich enthüllt, wobei Ansprachen hielten: Feldbischof Dr. Hász (ungarisch), Reichsfürst Alois zu Löwenstein (deutsch) und der Bürgermeister. Am Nachmittage stellten 1000 Kinder das Mysteriumspiel „St. Emmerich" orcheographisch dar.

Daneben gab es die verschiedenartigsten Sondertagungen, meist fachwissenschaftlicher Art. Zum Beispiel die Internationale Konferenz katholischer Pädagogen im großen Saal der Wissenschaftlichen Akademie, wo der Abt von Clairvaux, Dr. Elias Bitter, den Vorsitz führte und u. a. der ungarische Kultusminister Graf Kuno Klebelsberg und der Universitätsprofessor van den Wildenberg aus Freiburg (Schweiz) sprachen.

Auch auf der Internationalen Konferenz katholischer Parlamentarier, Publizisten und Juristen referierten weltbekannte Persönlichkeiten. Als Präsident fungierte wieder Graf Apponyi. Hervorheben möchte ich die Ansprachen von dem Rektor der katholischen Universität Paris: „Die Weltmission der katholischen Kirche", Professor Godehard Ebers aus Köln: „Die naturrechtliche Begründung des internationalen Rechts", Pater Hohenlohe-Schillingsfürst, Wien: „Rechts- und Staatsbegriff". Noll John, Bischof von Forte-Wayne USA sprach über die „Katholische Presse in Amerika", Josef Schrembs, Bischof von Cleveland USA über den „Aufbau des katholischen Lebens in Amerika". Prälat Ignaz Seipel, heute Außenminister in Österreich, referierte über: „Politik und katholische Moral". Zu erwähnen wäre noch der Vortrag des Chefredakteurs Graf Josef della Torre („Osservatore Romano"): „Die mittelalterliche politische Auffassung in Ungarn und Italien".

Recht aktuelle Fragen behandelte der Internationale Kongreß katholischer Ärzte über Sexualethik (man könnte auch sagen Sozialethik).

Die Sitzung wurde vom Ehrenpräsidenten des Kongresses, dem Rektor der Universität Dr. Ludwig Nékam eröffnet. Dr. van Romunde, Präsident des katholischen Ärztevereins in Holland, sprach über das grundsätzliche Verhältnis von ärztlicher Praxis und Sexualethik: Quo vadis, Medice? „Die homosexuelle Frage" wurde von Professor Stephan Tekacz behandelt, das „Problem des Abortierens" von Professor Bochkor, „Die Pathologie des einzigen Kindes" von Professor Rohrböck.

Noch sind zu erwähnen die Internationale katholische soziale Tagung, bei der Caritasdirektor Kuno Joerger aus Freiburg über das moderne Thema „Internationale Wohlfahrtspflege und Caritas" sprach. Professor Strieder aus München beschäftigte sich mit der „Geschichtlichen Entwicklung des Kapitalismus". Eine Frauentagung fand statt, eine Christlich-soziale Arbeiterversammlung und Ähnliches. Auch fehlte nicht ein Internationaler katholischer Esperanto-Kongreß, bei dem eine Esperantopredigt gehalten wurde.

Wer in diesen Tagen Zeuge der großen Feiern sein konnte, wird nicht so leicht das Gesehene und Gehörte vergessen. Man ahnte nicht, daß unter der Decke revolutionäre Umtriebe im Gange waren, die aber dank der Fürsorge der Polizei und Festigkeit der Regierung nicht zum Durchbruch gelangen konnten.

Berlin Wolfram Hodermann

Wöchentliche Chronik

Die acht evangelischen Kirchen in Preußen haben der Staatsregierung eine gemeinsame Erklärung zu dem staatlichen Angebot eines Kirchenvertrags übergeben.

Ein Antrag der Wirtschaftspartei im Reichstage fordert Verlängerung der Kaufzeit am Heiligen Abend bis 6 Uhr.

Der Reichsverband evangelischer Schulgemeinden hat auf seiner Vertreterversammlung in Bochum in einer Entschließung grundsätzlich und entschieden Akademien abgelehnt, „die zwar evangelisch genannt werden, die aber das heranwachsende

evangelische Lehrergeschlecht im Sinne des früheren preußischen Kultusministers Dr. Becker, nicht im Sinne des biblisch-reformatorischen Christentums, sondern des altgriechischen Bildungsideals in neuprotestantischer Verbrämung zu erziehen versuchen", und fordert „die ihm angeschlossene und nahestehende evangelische Elternschaft auf, sich nachdrücklich für wahrhaft evangelische Lehrerbildung einzusetzen und sich zu rüsten für den Fall, daß uns unser gutes Recht durch Staatsgewalt verwehrt wird". RefKZ 46

Von den Studenten an den Universitäten Deutschlands sind 64,71 % evangelisch, 28,26 % römisch-katholisch und 4,36 % jüdisch; an den technischen Hochschulen 70,44 % evangelisch, 22,07 % katholisch und 2,57 % jüdisch. Das Deutsche Reich zählt 64,12 % Protestanten, 32,26 % Katholiken und 0,90 % Juden. DEK

Von den 540 786 Auswanderern, die Deutschland 1919 bis 29 verlassen haben, stammten 242 621 aus Preußen (Ostpreußen 12 008, Brandenburg 43 821, Schleswig-Holstein 21 310, Hannover 40 001, Westfalen 26 549, Hessen-Nassau 14 955, Rheinprovinz 43 188), 75 237 aus Bayern, 45 672 Württemberg, 31 212 Sachsen, 36 335 Baden. Davon gingen 380 796 nach U. S. A., 55 227 Brasilien, 42 560 Argentinien. 115 738 kamen aus der Landwirtschaft, 175 761 aus der Industrie. 21—50 Jahre alt waren 190 804 Männer, 138 489 Frauen.

Preußen hat 9422 evangelische und 10 286 römisch-katholische Geistliche; auf einen evangelischen Geistlichen kommen 2601, auf einen katholischen 1201 Seelen. Rb 285

1928 gab es in Deutschland 15,39 % Mischehen gegen 10,42 in 1913.

Direktor Marschall, Leiter des Zentralbildungsausschusses der katholischen Verbände Deutschlands, ist aus dem Bühnenvolksbund ausgetreten, weil in ihm Tendenzen immer stärker hervorgetreten seien, die den Katholiken ein weiteres Verbleiben unmöglich machten. Vz 276

Berliner Einzelhandelsverbände haben sich bei Bischof Schreiber darüber beschwert, daß Kaplan Fahsel in einem Warenhaus einen reklamehaften Vortrag gehalten hat. Der Bischof bat darauf den Kaplan Fahsel zu sich und gab den Bescheid, es sei Vorsorge getroffen, daß in Zukunft derartige reklamehafte Vorträge nicht mehr stattfinden. DEK

Trotz der Einverleibung von Höchst in Frankfurt a. M. bleibt Fronleichnam dort gesetzlicher Feiertag, so daß in einem Stadtteil von Frankfurt Arbeitsruhe herrscht, während im übrigen Stadtgebiet Arbeitstag ist.

Das Festkomitee des Kölner Karnevals hat für 1931 auf den Rosenmontagszug verzichtet.

Auf Anordnung des Stadtrats von Bamberg dürfen während einer vierzehntägigen katholischen Volksmission keine Tanzlustbarkeiten stattfinden.

Das Evangelische Landeskirchenamt in Hessen hat die Benutzung evangelischer Gemeindehäuser zu irgendwelchen Parteizwecken verboten.

Die Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände hat Ende September in Braunschweig ihre Tagung abgehalten. Die evangelischen Gemeinden Braunschweigs haben dieser Tagung „Evangelische Bekenntnistage" entgegengesetzt und durch überfüllte Gottesdienste einen großen Erfolg erzielt. DEK

Auf der Tagung der Internationale der proletarischen Freidenker in Bodenbach 15.—17. November haben die kommunistischen Mitglieder unter Führung von Lukatschewski-Moskau sich getrennt. Es wurde danach in einer Erklärung festgestellt, daß mit dem Abgang der kommunistischen Delegation die endgültige Trennung zwischen der IPF und Moskau vollzogen sei.

Seit 1918 sind in dem jetzigen Österreich 73 770 Personen von der katholischen zur evangelischen Kirche übergetreten, in den 11 Jahren vor Kriegsausbruch in dem damaligen Österreich nur 75 222; 1928 waren es 4008, davon 2165 in Wien, in Böhmen und Mähren waren es 1721. Österreich zählt 34 049 Altkatholiken, von denen März bis Juli 1930 566 übergetreten sind; auf Wien entfallen 26 000.

Es ist nicht gelungen, den Streit der litauischen Regierung mit dem päpstlichen Stuhl wegen der römisch-katholischen Jugendorganisationen und ihrer regierungsfeindlichen Umtriebe zu schlichten; die Abreise der beiderseitigen Gesandten steht bevor.

Als Demonstration gegen das christliche Erntedankfest ist in der Sowjetunion ein Fest der Kollektivarbeit veranstaltet worden.

Die im Johanniterkrankenhaus in Bandsburg stationierten Danziger Diakonissen sind durch polnisch-katholische Nonnen ersetzt worden. Es wurde ihnen, nachdem sie mit Rücksicht auf den mit ihnen abgeschlossenen Kündigungsvertrag sich geweigert hatten ihre Arbeitsstätten ohne Weiteres aufzugeben, die Verpflegung entzogen und dann befohlen, binnen weniger Stunden mitsamt ihrer Habe das Haus zu verlassen. Vz

Die erste allgemeine Konferenz für Innere Mission in Polen hat Ausschüsse für evangelische Jugendarbeit, Volksmission und für das Studium der Verhältnisse unter den Evangelischen Rußlands eingesetzt und die Aufnahme in den Internationalen Verband für Innere Mission und Diakonie beantragt.

Die polnisch-katholischen Bischöfe haben auf Anordnung des Papstes ihren Geistlichen den Auftrag erteilt, das Gebet nach der stillen Messe mit der Bitte um Religionsfreiheit in Rußland und um Abwendung der Gefahr der Gottlosigkeit von den europäischen Völkern einzuleiten. EvKBl 2

Der griechisch-katholische Episkopat in Polen hat seine Geistlichen angewiesen, nicht für den Sejm und Senat zu kandidieren.

Die vier Millionen zählende orthodoxe Kirche in Polen hat sich dem Weltbund für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen angeschlossen.

Ein von der Regierung selbst veranlaßter Hirtenbrief des griechisch-katholischen Episkopats in Galizien ist von der Regierung konfisziert worden. Das Schreiben verurteilt scharf die vorgekommenen Sabotageakte, gibt aber dem Schmerz über die Bestrafung von Unschuldigen lebhaften Ausdruck. Der ukrainische Klub in Genf, der die ganze nationale Kolonie in der Schweiz ohne Unterschied der Partei und der politischen Meinung umfaßt, hat ein Memorandum veröffentlicht, worin er über die Behandlung der ukrainischen Minorität Klage führt, der keinerlei Unterstützung zur Herstellung der Kriegsschäden gewährt sei, unter Anführung von weitgehenden Einzelheiten die Mißhandlung der Bewohner und Zerstörung der Gebäude der Ukrainer durch die polnischen Soldaten schildert, die im September an vielen Orten unter dem Vorwand der Sabotageakte erfolgt sind.

Der Bischof der nationalkatholischen Kirche in Polen W. Faron wurde vom Kreisgericht in Bodgorze wegen Beleidigung der katholischen Kirchenbehörden zu fünf Monaten Arrest verurteilt. EwPol

Der Mariawitenerzbischof Kowalski hat den Prozeß wegen Gotteslästerung in allen Instanzen verloren und ist zu 6 Monaten Zuchthaus verurteilt worden.

Es gibt in ganz Polen 40 religiöse Sekten, von denen nur 21 amtlich anerkannt sind.

Die Zahl der sächsischen Evangelischen in Siebenbürgen beträgt 230 000. Sie erhalten 11 Mittelschulen, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenpräparandenanstalt, eine Kindergärtnerinnenbildungsanstalt, 5 Handels- und 2 Fachschulen und 276 Volksschulen mit 1160 Lehrern. Durch die rumänische Bodenreform haben sie 200 000 Joch an Grundbesitz verloren, 1929 zahlten sie mehr als 4 500 000 Pengö Kirchensteuern.

Durch Verstaatlichung des konfessionellen Schulwesens in Jugoslavien entgeht den evangelischen Kirchen die Pacht für Häuser und Äcker, was für die reformierte Kirche 350 000 M., für die deutschevangelische Landeskirche ungefähr halb soviel ausmacht.

Am 15. Oktober begann in Karlowitz die Synode der Serbisch-orthodoxen Kirche, die die Verfassung ausarbeiten soll.

Die griechische Regierung bereitet einen Gesetzentwurf vor, der die Zivilehe verbietet. (? D H)

An der Universität Upsala ist ein Lehrstuhl für Missionswissenschaft und Kunde des fernen Orients errichtet und mit dem Begründer des schwedischen Missionskolleges in Taowaluen in China, Professor Knut Westman, besetzt worden.

In Schweden ist der Staat gesetzlich verpflichtet, einen Teil der Alkoholeinnahmen einem besonderen Alkoholfonds zuzuführen, der gegenwärtig 110 Millionen Reichsmark beträgt. Aus dem Alkoholfonds bezahlt der Staat die für die Alkoholikerbehandlung, für den Kampf gegen den Alkoholschmuggel und für die alkoholgegnerische Volksaufklärung bewilligten Gelder, was 1929/30 1 061 000 Kronen betrug.

In Lissabon lebt in Verbindung mit der schottischen Kirche eine portugiesische reformierte Gemeinde mit 180 Mitgliedern und 180 Sonntagsschülern, 7 Ältesten und 8 Diakonen, die sich seit 14 Jahren selbst unterhält. RefKZ 46

Das neue Verfassungswerk der Heilsarmee bestimmt, daß der General seinen Nachfolger nicht ernennen, nicht alleiniger Sachwalter des Eigentums der Heilsarmee sein und im Alter von 70 Jahren zurücktreten soll.

In den 85 Jahren seit dem Übertritt Newmans sind mehr als 1000 anglikanische Geistliche katholisch geworden. Die Converts Aid Society hofft, daß die „Lambeth-Bombe" die Übertrittsbewegung stärken wird. CathTimes 26. 9. 30

Zur Erörterung der durch die Vereinigung der südindischen Kirche entstandenen Fragen ist ein besonderes Organ The Church Union ins Leben getreten.

In Dayton Ten. ist mit einem Stiftungskapital von 1 Million Dollar von 45 Studenten eine Bryan Memorial University eröffnet worden. Der erste Satz der Gründungsurkunde lautet: „Wir glauben, daß die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments die absolute Autorität ist für Glauben und Leben, von Gott eingegeben und unfehlbar in ihrer ursprünglichen Form."

Das Bibelinstitut in Los Angeles hat in den 25 Jahren seines Bestehens 15 000 Studenten ausgebildet.

Die der Hermannsburger Mission angeschlossenen Gemeinden in Südafrika haben ihrer Missionsgesellschaft zur Werbearbeit für die Predigtreisen einen Kraftwagen geschenkt.

Die im Deutschen evangelischen Missionsbund vereinigten Missionsgesellschaften haben bei der letzten Tagung beschlossen, die seit 5 Jahren der Herrnhuter Mission gewährte Unterstützung von 1 % ihrer Jahreseinnahme trotz aller schweren eigenen Nöte noch 3 Jahre weiterzuzahlen, jedoch so, daß sie nach dem

Vorschlag der Brüdermission während dieser Zeit allmählich abgebaut wird.

Neue Blätter. „Evangelische Blätter für kommunale Arbeit", Herausgeber Dr. Löber und W. Rautenberg, Verlag Preßverband für Deutschland, jährlich 2.50 M., erscheint monatlich. — „Nun freut Euch liebe Christen g'mein", Gemeindeblatt für kirchliche Musik, Herausgeber Domprediger Arndt von Kirchbach-Dresden, Verlag Vandenhoeck und Ruprecht. — „Der Hochwart", Monatsschrift für geistigen Austausch und schöpferischen Aufbau, für sachliche Verständigung und seelische Vertiefung. Herausgeber Karl August Walter, Eisenach. Hochwartverlag Rudolf Schneider, Markersdorf, Bez. Dresden.

„Das rote Blatt der katholischen Sozialisten" geht mit dem 1. Januar 1931 in der von Professor D. Wünsch in Marburg redigierten „Zeitschrift für Religion und Sozialismus" auf. Wünsch bleibt Herausgeber, Schriftleiter wird der bisherige Herausgeber des katholischen Blattes Heinrich Mertens.

Erzbischof D. Nathan Söderblom in Upsala erhielt den Nobel-Friedenspreis für 1930.

Von Personen. Berufen a. o. Professor A. H. de Hartog-Utrecht an die städtische Universität in Amsterdam; D. Samuel Zwemer nach 40jährigem Missionsdienst auf einen für ihn neugegründeten Lehrstuhl für Mission und Islamkunde an dem Princeton Theological Seminary; Superintendent Wilhelm Weirich in Barmen zum Generalsuperintendenten von Münster für den in den Ruhestand tretenden Generalsuperintendenten D. Zöllner. Habilitiert: Dr. Walter Künneth-Spandau für Systematik in Berlin. Promoviert zu DD.: Kanzler der Universität Tübingen Staatsrat Max von Rümelin von Tübingen; Fabrikant Walter Alfred Siebel in Freudenberg (Siegen), Führer der westfälischen Gemeinschaften, von Münster; Professor an der Pädagogischen Akademie und Privatdozent Lic. Hermann Peisker in Breslau von Breslau; der frühere preußische Kultusminister Dr. Karl Becker von Debreczen. Gestorben: Professor am Westminsterseminar U. S. A. Robert Dick Wilson; Dr. Heinrich Lhotzky in Ludwigshafen am Bodensee; Landtagsabgeordneter Adolf Hoffmann, einst als Volksbeauftragter neben Konrad Haenisch der erste Kultusminister im Freistaat Preußen; D. Albert Gummi in Aussig, einst Superintendent der deutschen evangelischen Gemeinden in Böhmen; Professor D. Hendrik Tjakko de Graaf, Nachfolger Roessinghs, in Leiden; Paul Doumergue, Herausgeber von Foi et Vie, Gründer und Leiter der Ecole pratique de service sociale. E St

Verschiedenes

Wandel des Kirchenbegriffes vor unsern Augen

Ein Beispiel: Dritte Verhandlung gegen George Grosz. Zur Sache hier kein Wort, wohl aber zu dem Gespräch zwischen dem Vorsitzenden und den sogenannten Sachverständigen.

Der Vorsitzende fragt Geheimrat Kahl: „Halten Sie es für wertvoll, die Ansicht der Kirche darüber zu hören?" Antwort: „Das begrüße ich ... Im neuen Strafgesetzentwurf ist zur Strafverfolgung die Zustimmung der Kirche notwendig."

Sodann wurden die Vertreter der Kirchen vernommen. Der vom Evangelischen Oberkirchenrat benannte Pfarrer Dr. Schreiner hob hervor, daß der Inhalt seines Gutachtens sich nicht auf eine kirchenbehördliche Instruktion beziehe (stütze?), sondern daß er seine persönlichen Eindrücke zusammengefaßt habe. Der Verteidiger des Angeklagten erklärte, daß dies nicht der Sinn der Beweiserhebung sei. Die Kirche als solche müsse sich über die hier zur Verhandlung stehenden theologisch-juristischen Fragen entscheiden. Nachdem dieser Sachverständige und der Vertreter des katholischen Episkopats gehört sind, werden die von der Verteidigung geladenen Sachverständigen, darunter ein Sprecher der Quäker und der landeskirchliche Pfarrer Bleier gehört, die von der Meinung der offiziellen Kirchenvertreter absolut abweichen.

Was soll das Gericht nun tun? In diesem ganzen Zwiegespräch steht ein Einziger auf dem evangelischen Kirchenbegriff, Pfarrer Schreiner, mit dem Vorbehalt, daß es ein offizielles Urteil der Kirche nicht geben könne, sondern nur das Gewissensurteil eines evangelischen Christen, das entweder in sich die Macht hat, zu überzeugen, oder nicht. Alle Anderen arbeiten mit einem katholischen Kirchenbegriff: Der Spruch der Kirche ist die Entscheidung des Evangelischen Oberkirchenrates.

Am Schrecklichsten ist die Perspektive, die die Aussage von Kahl für die Zukunft eröffnet. Wir stehen genau an dem Punkte, an dem die alte Kirche zur Zeit Cyprians stand. Wenn über das, was Christentum ist, zwei Bischöfe verschiedener Meinung sind, so galt als die Meinung der Kirche diejenige, welche von dem Bischof zu Rom — heute von dem Evangelischen Oberkirchenrat zu Berlin — sanktioniert ist, oder in andern Fällen die Meinung des Stockholmer Rates oder des Sozialwissenschaftlichen Institutes zu Genf oder des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Dem haben sich nicht nur alle Mitglieder der Kirche, sondern auch die staatlichen Gerichte zu beugen. Wenn das nun nicht Katholisierung ist, so weiß ich nicht, wozu wir überhaupt noch Kirchengeschichte treiben. Erich Foerster

Ins heilige Land

Das Komitee für die Veranstaltung evangelischer Sonderfahrten ins heilige Land versandte seine Reisepläne für das kommende Frühjahr. Solche Gesellschaftsreisen sind im Jahre 1912 auf Anregung von Generalsuperintendent Hesekiel durch Konsistorialrat D. Falke-Wernigerode ins Leben gerufen worden. Dem Ausschuß gehören neben ihm u. A. an: D. Jeremias, D. Nottebohm, D. Mumm, D. Fahrenhorst.

Ostern 1931 fährt Hofprediger Keßler nach Jerusalem, eine zweite Fahrt leitet Pfarrer Arning-Rheydt, eine Studienfahrt nach Athen und Konstantinopel unser Freund Pfarrer Goehling, Brandenburg (Havel), als geistlicher Reisebegleiter. Die Kosten sind denkbar niedrig gehalten, die Teilnehmerzahl ist auf einen kleinen übersichtlichen Kreis beschränkt. Prospekte und Auskünfte durch die Agenturen: Orientreisebüro A. W. Kaiser u. Co., Düsseldorf, Mendelsohnstraße 9, A. W. Kaiser, Stuttgart-Berg, Neue Straße 31.

Weshalb ein Genius in den Urwald ging

überschreibt C. H. Moehlmann in der „World Tomorrow" eine schöne Würdigung unseres Albert Schweitzer. Er sagt u. a.:

Es gibt nicht viele Amerikaner und Europäer, die, nachdem sie auf zwei Gebieten des Wissens außerordentlichen Ruf erworben haben, plötzlich der Kultur den Rücken kehren und nach der entlegensten und gefährlichsten Weltgegend reisen, um sich für ein primitives Volk zu opfern. Schweitzers Entschluß, nach Lambarene zu gehen, bedarf der Erklärung.

Es gibt zahlreiche Beweggründe für Missionsarbeit. Der internationale Handelsverkehr unterstützt die Missionen, weil sie Pionierarbeit für die westliche Kultur leisten.

Der Nationalismus zieht Nutzen aus den Errungenschaften des Missionars.

Gefolgschaft Christi ist von jeher ein mächtiger Antrieb zur Missionsarbeit gewesen.

Weltbruderschaft beruht auf dem festen Grunde religiöser Überzeugung.

Was ist also das Bemerkenswerte an Schweitzers humaner Unternehmung? Eben das, daß Schweitzer aus keinem der angeführten Gründe nach Afrika ging. Dieser Europäer von außerordentlicher Kultur, der heute ein sehr beliebter Lehrer an jeder europäischen Universität sein könnte, dient primitiven Schwarzen, weil er Missionsarbeit als sühnend ansieht.

Er selbst sagt darüber: „Eine schwere Schuld liegt auf unserer Kultur. Was haben nicht die Weißen aller Nationen den Farbigen angetan. Was bedeutet es, daß mit dem Kommen des Christentums so viele Völkerschaften ausgestorben sind, oder zurückgehen? Wer kann alle Ungerechtigkeiten und Greuel aufzählen, die Europäer begangen haben? Wer könnte berechnen, was der Alkohol und die Laster, die wir ihnen gebracht haben, ihnen für Schaden zugefügt haben? Wenn die Geschichte alles angeschrieben hätte, was zwischen Weißen und Schwarzen geschehen ist, würden wir viele Seiten des Buches nicht zu lesen wagen. Eine schwere Schuld lastet auf uns. Wir müssen ihnen dienen. Das Gute, das wir ihnen tun, ist nicht Wohltat, es ist Sühne, es ist Buße. *)"

Ein Mann ist heut in Afrika, um die Sünden der westlichen Welt an den Negern zu sühnen. — So weit Mr. Moehlmann.

Es ist von tiefer Bedeutung, daß diese Würdigung eines Mannes, der alles Beste des deutschen Wesens verkörpert, in dem Heft steht, in dem die World Tomorrow sich bemüht, die Kriegsschuldlüge zu bekämpfen! Lili du Bois-Reymond

Kleine Mitteilungen

Die Pause bis zu nächster Nummer ist lang. Sie erscheint am 3. Januar. Redakteure sind ihren Lesern immer um zwei Pferdelängen in der Zeit voraus; ich lebe schon im neuen Jahr. Und ich kann unsern Bestellern nur raten, dem Blatte treu zu bleiben: der Jahrgang 1931 wird sehr interessant, besonders interessant. Aber heute wollt ihr vom neuen Jahr noch nichts wissen. Heute ist erst zweiter Advent, für den Empfang dritter. So schenke euch Gott der Herr eine gesegnete Weihnachtszeit! Es ist das letzte Mal, daß ich sie euch an dieser Stelle wünschen kann. Es gibt von Rechts wegen heuer bei uns ein armes Weihnachten, was den Christbaum, die Bescherung, die Feste anlangt: möge es um so reicher sein für unsern inwendigen Menschen und für unsern Nächsten! R

*) Die Verfasserin hat aus dem Englischen ins Deutsche zurückübersetzt. Die Stelle findet sich bei Albert Schweitzer „Zwischen Wasser und Urwald" 1926 S. 150. D H

Versammlungskalender 1931

21.—28. Januar Sozialethischer Kursus für Theologen Spandau
28.—31. Januar Apologetische Zentrale Pastorenkursus Spandau
26.—31. Mai Internationaler Religionspsychologischer Kongreß Wien
3.—5. Juni Evangelischer Bund Magdeburg
1.—6. September Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Cambridge
2.—4. September Internationale Union antimilitaristischer Pfarrer Zürich
30. September Freunde der Christlichen Welt Basel
10.—13. Oktober Lutherisches Hilfswerk der Gotteskastenvereine Greiz

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Um das richtige Weihnachtsbuch

in der Fülle der Neuerscheinungen zu finden, brauchen Sie einen verantwortungsbewußten Buchberater. Die einzige kritische Jahresübersicht von evangelischer Seite, die alle neue Bücher von allgemein literarischer und kultureller Bedeutung wertet, ist der soeben erscheinende

Eckart-Ratgeber

5. Jahrgang 1930

Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart

Großes Format in verbesserter Ausstattung, 248 Seiten, fein kartoniert 5.20 RM.

In 22 Abteilungen werden in sachverständiger Bearbeitung zirka 700 ausführlich beratende Buchbesprechungen über Neuerscheinungen des Jahres 1929/30 aus allen Literaturgebieten geboten.

Urteile über den Eckart-Ratgeber

„Hier findet der evangelische Christ, der geistig verbunden und lebendig im Schrifttum der Gegenwart stehen will, sein Rüstzeug. Der auch für jeden kulturell interessierten Laien unentbehrliche Führer durch die jährlich immer reicher werdende Ernte evangelischen Kultur- und Schrifttums sollte für die Gegenwartshaltung unseres evangelischen Ausdruckswillens immer wichtiger werden." Die Heimatkirche

„Die Beurteiler vertreten ausnahmslos die evangelische Weltanschauung, lassen aber in jedem Fall die Eigengesetzlichkeit ihres Gebietes zur Geltung kommen, so daß, wo es sich um Bewertung von Kunstwerken handelt, diese tatsächlich nach den ihnen eingeborenen und nicht nach fremden Maßstäben gemessen werden." H. W. Seidel in „Kunst und Kirche"

Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz

Die Werke des Dichters

Siegfried von der Trenck

gehören auf den Weihnachtstisch innerlich verantwortlicher Menschen

Der Weg dieses großgefügten, unter uns einzigen Gesamtwerkes ist nicht ein Wandern vom Menschen hinweg, sondern durch den Menschen in seinen Tiefen und Sünden, seinen Lüsten und Ahnungen, seinen Enttäuschungen und Erfüllungen hindurch zu Gott und seiner spektralen Offenbarung.
Dr. Heinrich Spierò in der „Vossischen Zeitung"

Siegfried von der Trenck gehört zu den kaum mehr umstrittenen Dichtern der Zeit. Er ist Eigener.
Dr. Ludwig Goldstein im Ostmarken-Rundfunk

Trenck ist eine religiöse Schöpfernatur. Daher beziehen sich seine Werke auf innere Schau und werden erfaßt im Geiste der unmittelbaren Wahrhaftigkeit.
Berndt Götz in den „Ostdeutschen Monatsheften"

Ein wesentliches Stück des Ringens um die Seele unseres Volkes.
Gustav Kochheim in „Faust im Zeichen des Kreuzes"

Siegfried von der Trenck ist ein Dichter des Geistes und der Seele.
Friedrich Kayßler in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung"

Aus tiefstem Erleben geboren, mit Evangelistenglauben verkündet und mit der dem Dichter Trenck eigenen sprachschöpferischen Kraft gestaltet.
Gustav Herrmann in den „Leipziger NeuestenNachrichten"

Bitte verlangen Sie sofort und unverbindlich meinen neuen umfangreichen Prospekt über das Gesamtwerk des Dichters.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Soeben erschien

Herman Wirth
Was heißt Deutsch?

Mit 7 Textabbildungen und 17 Tafeln im Anhang. 1.—8. Tsd. kart. 3.60

Wirth gibt hier dem Worte „Deutsch" eine Deutung, die weit über den geschichtlichen Umkreis hinausgeht und aus seiner ursprünglichen Herkunft Sinn und Bedeutung erhält. Er zeigt, wie es in der Frühgeschichte vom Baltikum bis Irland heimisch war und weiter zurück in der urgeschichtlichen Zeit den nordatlantischen Kreis umfaßte. Die Schrift stellt sein in den urgeschichtlichen Forschungen begründetes Weltbild klar heraus. Zugleich ist sie eine allgemeinverständliche Einführung in die Geisteskultur des nordatlantischen Menschen, seine Kultsymbolik und ihre Verbreitung über die ganze Erde.

Eugen Diederichs Verlag in Jena

NATHAN SÖDERBLOM
Das Werden des Gottesglaubens
Untersuchungen über die Anfänge der Religion

Deutsche Bearbeitung, hrsg. von **Rudolf Stübe.**
2., neubearbeitete Auflage. 376 S. gr. 8°. 1926. RM 12.50; geb. RM 14.—.

Inhalt: Die Primitiven und wir / Der Animismus / Belebung und Beseelung / Die Macht / Der Urheber / Religion und Magie / Schang-ti / Das indische Brahman und die iranische „Herrlichkeit" / Die Gottheit als Wille / Die Urheberreligion in Europa / Die Mana-Brahman-Religion in Europa / Zusammenfassung / Namen-Register / Sach- und Wortregister.

„Eine wissenschaftliche Glanzleistung... Der Leser staunt über die kaum faßliche Belesenheit des Verf... Trotz der gewaltigen Gelehrsamkeit, die hier aufgespeichert, von einer Frische und einem Schwung, die unmittelbar fortreißen... Ein religionsgeschichtliches Meisterwerk." Deutsche Literaturzeitung

Von Erzbischof D. Dr. Nathan Söderblom erschien ferner:
Zur religiösen Frage der Gegenwart
Zwei Vorträge.
1. Gehen wir einer religiösen Erneuerung entgegen?
2. Der Kirche Christi Weg in dieser Zeit. Autorisierte Uebersetzung von Peter Katz. 2., unv. Aufl. 32 Seiten. gr. 8°. 1925. RM —.50

JHC

VERLAG DER J. C. HINRICHS'SCHEN BUCHHANDLUNG IN LEIPZIG C 1

Florian Geyers Dolchstoß:

bona 1735 fide

„dem deutschen Parteigeist in das Gesicht!" wäre das treffendste Motto für das Buch des berühmten Göttinger Historikers Max Lehmann:

Freiherr vom Stein

3. Auflage
631 Seiten
mit Bildnis
Geh. 11.—
Lwd. 14.—

Über die Begehrlichkeit und den Geschäftssinn stellte Stein das Notwendige, das Gebot des Augenblicks. Steins Leben ist ein Wegweiser zu den Charaktereigenschaften, die Deutschland groß gemacht haben, und diese Biographie ein leuchtendes Beispiel, wie Wissenschaft zur Volkstümlichkeit heraufsteigt (daher von Preußen an erster Stelle als Schulprämie empfohlen!).

Göttingen
Postfach 77
Verlag von

Vandenhoeck & Ruprecht

CHB
MDCCLXIII

GUTE NEUE ROMANE

Johan Bojer / Volk am Meer
Aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. 1.—10. Tausend. 355 S. 8°. Geh. M 5.25, in Leinen M 7.—

Johan Bojer / Der neue Tempel
Aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. 7.—13. Tausend. 342 S. 8°. Geh. M 5.25, in Leinen M 7.—

Anna Schieber / Das große Ich
1.—5. Tsd. 191 S. 8°. Geh. M 3.75, in Leinen M 5.—

Hildur Dixelius / Sara Alelia
Aus dem Schwedischen von W. u. D. v. d. Mülbe. 5.—10. Tsd. 518 S. 8°. Geh. M 6.—, in Leinen M 8.50

Kristian Elster
Das Amtsrichterhaus am Fjord
Aus dem Norwegischen von Ottilie v. Harling. 324 S. 8°. Geheftet M 4.80, in Leinen M 7.—

Mikkjel Fönhus
Jaampa der Silberfuchs
Aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. 212 S. 8°. Geh. M 4.35, in Leinen M 5.80

Wilhelm Sebastian Schmerl
Kaspar Lederer der Schulz
2. Aufl. 313 S. 8°. Geh. M 4.20, in Leinen M 6.50

Agnes Sapper
Frau Pauline Brater
Lebensbild einer deutschen Frau. 41. Aufl. 53. Tsd. 321 S. 8°. Geh. M 4.—, in Leinen M 5.50

Fritz Karl Weber
Reinhart. Geschichte einer Jugend
Reinhart der Stammler. 260 S. 8°. In Leinen M 5.50
Reinhart und seine Helfer. 299 S. 8°. Geh. M 3.50, in Leinen M 6.—
Reinhart und Benigna. 308 Seiten. Geh. M 4.—, in Leinen M 6.50

Verlangen Sie unseren Prospekt „Gute Neue Romane"

VERLAG C. H. BECK MÜNCHEN

Das deutsche Pfarrerblatt
schreibt über

Das Gottestheater

Roman von WLADIMIR BRENNER

Ein ergreifendes, ein erschütterndes Bild des Kampfes, den die russische Kirche unter der Schreckensherrschaft des Bolschewismus um die Seele des russischen Volkes führt. Wir können nicht im einzelnen mit diesem wunderbaren Buche uns auseinandersetzen, aber wir können gerade unsern Lesern dringend empfehlen: Lest diese hinreißenden Schilderungen! Man hat das Wort von der „erstarrten" russisch-orthodoxen Kirche vielfach wie ein Dogma festgehalten ... hier öffnen sich unsere Augen für die gewaltigen religiösen Kräfte, die in ihr lebendig sind. Mit einem Aufschrei tiefsten, stärksten Glaubens klingt das Buch aus: „Rußland wird nicht am Unglauben sterben! Rußland ist groß!"

Leinen sechs Mark

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Neues von Helene Christaller

Helene Christaller zählt unter den Lesern der „Christlichen Welt" viele Freunde.

Prof. Dr. D. Heinrich Frick schreibt über ihre Bücher: „Sie sind einfach, gütig und erlebt. Einfach — denn sie handeln stets von den wenigen, wirklich tiefen Mächten, die unser Dasein bestimmen: von der Liebe und vom Tod, von den Wellenschlägen des Schicksals im Menschenleben, von der Natur und von Gott."

Eines ihrer besten und sonnigsten Werke ist ihr soeben erschienenes Buch:

Peterchen

Eine Geschichte für Kinderfreunde
In Leinenband M. 6.80

„Wer eintauchen möchte in eine reine, heilige Welt, der greife zu diesem tiefen Buche. Unwillkürlich mußte ich bei der Lektüre an das Wort denken: „Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht ins Himmelreich kommen." Im Mittelpunkt des Buches steht der kleine Peterli. Das Himmelstor steht noch offen für dieses Kind; Menschen, Blumen und Tiere werden geschaut, erfaßt von der wundersamen Liebe seines tief empfindenden Herzens. Die Geschichte spielt in einer Brüdergemeine des Schwarzwalds, deren Leben und religiöse Sitten ungemein sympathisch das Ganze durchflechten und tragen." Pfarrer Joh. Sutz im Relig. Volksblatt

Verlangen Sie kostenlos einen Christaller-Prospekt vom

Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 12
Deutsche Adresse: Weil am Rhein (Baden).

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur, O. II. R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
1929 bestanden 30 Abiturienten.

Soeben erschien:
Dr. med. Wilhelm Winsch: **„War Jesus Vegetarier und Abstinent?"** 2. Teil Preis 60 Pf. Zu beziehen von dem Verfasser Berlin-Halensee, Georg-Wilhelmstr. 6.

Für den Stadtmissionsbetrieb einer Kleinstadt (Kreisstadt eines Landkreises in Mitteldeutschland, Eisenbahnknotenpunkt) mit verschiedenen Abteilungen der geschlossenen, halboffenen und offenen Fürsorge an Kindern und Erwachsenen jeder Altersstufe wird für Anfang Februar 1931 eine pädagogisch und wirtschaftlich durchgebildete **Leiterin**, am liebsten mit langjähriger Erfahrung in Heimleitung, gesucht. Ruhiges Wesen, gefestigter Charakter, Verständnis für Menschen und Nöte aller Art, Sinn für die Verpflichtung aller gegen alle unbedingt erforderlich. Scheu vor schwierigen Verhältnissen scheidet aus.

Angebote mit ausführlichem Lebenslauf, beglaubigten Zeugnisabschriften, Angaben von Referenzen an Pfarrer Gubalke, Sangerhausen.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Glockenstr. 8
(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Delmenhorst, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Lauchhammer i. S., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Jeden Tag Deine Losung

Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeine für 1931

geheftet 80 Pfg.; gebunden RM 1.—; in Leinen RM 1.60; mit Schreibpapier durchschossen RM 2.50; Goldschnittausgaben RM 2.— und RM 2.80 (durchschossen); Dünndruckausgabe RM 1.60, mit Goldschnitt RM 2.—; Reiseausgabe in Einsteckdecke zum Herausnehmen einzelner Teile RM 2.50.

Vorrätig in jeder evangelischen Buchhandlung.

Verlag der Unitätsbuchhandlung Gnadau (Bez. Magdeburg).

Wer von unsern Lesern im **Ausland** — denn von den deutschen wird es keiner können — hilft einer braven ohne Schuld in schwere Not geratenen Familie mit **3000 M.**? Es ist ein besonderer Fall, sonst würde ich diese Bitte nicht wagen.
Marburg a. L. Rade.

Wer verkauft oder leiht mir **Hilty, Neue Briefe.** W. Warnecke, Hamburg-La. I.

Vollständige Christliche Welt gebd. zu verk. Angebote zu richten an Dr. **Lörcher, Halle**, Reichardtstr. 20.

Dr. phil., 33 J., früher Vikar, m. pädag.-psycholog. Spez.-Ausbildg. u. Praxis, Lehrer an Volkshochschule, **sucht Stellung** in Anstalt, Volkshochsch., Verlag o. ä. Gefl. Angeb. u. G. T. a d. Verlag dieser Zeitschrift.

Einband-Decken

für den 44. Jahrgang

in bekannter Ausführung
Halbleinen **M. 1.50**
zuzüglich 40 Pf. für Porto bei direkter Zusendung.

Etwa fehlende Nummern des Jahrgangs einzeln 90 Pf.

Leopold Klotz Verlag Gotha

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23188. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 3. Januar 1931

Dieser Nummer liegen eine **Weihnachtsgabe** vom Verlag der Christlichen Welt, sowie Prospekte der Firmen **Georg Müller Verlag, München, Eugen Salzer Verlag, Heilbronn** und **Verlag Neu-Sonnefelder Jugend, Heppenheim** bei. Um Beachtung wird gebeten.